

PATRICIA M. ST. JOHN



DAS  
GEHEIMNIS  
VON WILDENWALD

## **DAS GEHEIMNIS VON WILDENWALD**

Die englische Originalausgabe dieser reizenden Erzählung gewann seinerzeit bei einem Wettbewerb des internationalen Bibellesebundes den ersten Preis. Die Schriftstellerin schildert Erlebnisse aus ihrer eigenen Kindheit. Dadurch wirkt die Botschaft des Evangeliums besonders lebendig und ansprechend.

Das Buch ist schon von Tausenden von Kindern in verschiedenen Ländern und Erdteilen mit Begeisterung gelesen worden. Wir glauben, dass auch die siebte Auflage dieser deutschen Übersetzung eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat.

Zu beziehen bei einer der folgenden Zentralen:

**Schweiz:**

Bibellesebund  
Römerstrasse 151  
8404 Winterthur

**Deutschland:**

Bibellesebund  
Postfach 220152  
56 Wuppertal 22

**Österreich:**

A. Pfeifer  
Postfach 237  
5021 Salzburg



# DAS GEHEIMNIS VON WILDENWALD



PATRICIA M. ST JOHN

DAS GEHEIMNIS  
VON  
WILDENWALD



VERLAG BIBELLESEBUND  
WINTERTHUR / WUPPERTAL

Originaltitel: The Tanglewoods' Secret  
Erschienen bei: Scripture Union (Bibellesebund), London  
© 1948 by Patricia M. St. John  
Deutsch von E. I. Aebi

ISBN 3-87982-056-2

7. Auflage 1974

43.-50. Tausend

© der deutschsprachigen Ausgabe:  
1950 by Verlag Bibellesebund, Winterthur  
Alle Rechte vorbehalten

Zeichnungen: Ruth Guinard  
Umschlag: Traudel Gomer  
Druck: Victoriadruck AG, Balgach

## Wir stellen uns vor

Es war ein schönes Heim, in dem Philipp und ich unter der Obhut unserer Tante Margret aufwuchsen. Das weisse Haus stand am Hang eines Hügels, hinter dem die Sonne unterging. Vor dem Haus war ein Ziergarten, und hinten breitete sich ein Obstgarten aus, in dem Schlüsselblumen und wilder Klee unter den Bäumen Ringelreihen tanzten. Philipp und ich schliefen in den beiden Dachstübchen, mit offenen Türen, so dass eins zum andern hinüberryufen konnte. Ich vermochte nie recht zu entscheiden, welches Fenster mir lieber war, Philipps oder meines. Das seinige gab mir ein Gefühl der Geborgenheit, denn es ging auf den mit Föhren eingehetzten Garten und den schützenden Wall der dahinter sanft ansteigenden Hügel mit ihrem Farnkraut und Ginster. Mein Fenster aber weckte in mir ein herrlich abenteuerliches Gefühl, denn es schaute auf eine weite Ebene mit Feldern und blühenden Kirschbäumen und auf ferne, ferne Hügel, die fremd und geheimnisvoll zu mir herüberwinkten.

Ich liebte jene Hügel. Manchmal sahen sie so grün und nah aus, manchmal so verschwommen und ferne. Ich betrachtete sie als eine Art Märchenland, in das ich eines Tages, wenn ich erwachsen wäre, eindringen könnte. Und wenn Philipp morgens kam und sich auf mein Bett setzte, um dem Gesang der ersten Vögel zu lauschen oder den feurigen Sonnenaufgang über der Ebene zu bewundern, dann erzählten wir uns allerlei Geschichten über jene Hügel und über die seltsamen Tiere, die nach unserer Vorstellung auf ihren Hängen lebten.

Philipp war anderthalb Jahre älter als ich, und ich liebte ihn mehr als sonst jemand auf Erden. Er war ein sanfter, nachdenklicher Junge, der lange brauchte, bis er zu einem Entschluss kam. War es aber soweit, führte er ihn mit grosser Hartnäckigkeit zu Ende. Solange ich mich entsinnen konnte, war Philipp

mein Freund, mein Beschützer und mein Tröster gewesen, von dem ich mich nur während der Schulzeit trennen musste. Wir waren so verschieden, wie Geschwister überhaupt sein können. Philipp war kräftig gebaut, hatte blaue Augen und ein rundes, ruhiges Gesicht; ich hingegen war klein und mager, hatte dunkles, unordentliches Haar und ein spitzes Kinn. Philipp war brav und folgsam; ich war wild und widerspenstig. Dass Tante Margret Philipp sehr gern hatte, konnte jedermann sehen. Über mich schüttelte sie den Kopf und behauptete, ich mache sie um Jahre älter.

Zur Zeit meiner Geschichte lebten wir schon seit fünf Jahren bei Tante Margret und hatten vergessen, wie Vater und Mutter aussahen. Ich war vierjährig gewesen, als sie beide nach Indien fuhren. Natürlich hatte Mutter längst schon heimkehren wollen, aber der Krieg hatte sie daran gehindert. Ich glaube nicht, dass ich ihre Heimkehr wirklich wünschte. Tante Margret sagte mir immer wieder mit solchem Nachdruck, wie sehr meine arme Mutter von mir enttäuscht sein werde, dass ich hoffte, diese Entdeckung könne möglichst lange hinausgeschoben werden. Nach den Briefen meiner Mutter schien es zwar stets, als hätte sie mich sehr lieb, aber das, so nahm ich an, war nur, weil sie mich nicht kannte. Wenn sie kommen sollte, würde ihr Philipp ohnehin viel besser gefallen als ich, wie das bei Erwachsenen stets geschah, und Philipp würde sie gern haben, weil Philipp jedermann gern hatte – und ich wollte ihn doch viel lieber für mich allein behalten. Deshalb schob ich den Gedanken an Mutters Heimkehr beiseite und beschäftigte mich so wenig als möglich damit.

Aber Philipp konnte sich an Mutter erinnern, und manchmal, wenn er von ihr sprach, wurde ich unsicher. Ich werde jenen Abend nie vergessen, an dem ich als etwa achtjähriges Kind zur Strafe für irgend eine Untat ohne Nachtessen zu Bett geschickt wurde. Ich weiss noch, wie ich in dem schönen Dämmerlicht jenes Frühlingsabends dort lag – heiss, aufgebracht, hungrig – und nur noch auf eines wartete: auf das regelmässige

Trapp, Trapp zweier Fussballschuhe, in denen ein etwas schwerfälliger Junge auf seinem Weg zu Bett die Treppe heraufstieg. Natürlich kam Philipp schnurstracks in mein Zimmer. Ein paar Minuten lang mühte er sich mit einem merkwürdigen Klumpen in seinem Socken ab, und was kam heraus? Ein ziemlich zerquetschtes Zuckerbrötchen, an dem viel Flaum klebte und das deutlich nach Wolle roch. Aber Philipp war sehr stolz darauf, denn er hatte das Ding beim Abendbrot in seinen Socken rutschen lassen, gerade unter Tante Margrets Nase, und sie hatte gar nichts gemerkt! Ich verzehrte den Leckerbissen dankbaren Herzens. Derweilen setzte sich Philipp auf mein Kissen und legte den Arm um mich, denn er wusste: bei solchen Gelegenheiten begehrte ich recht viel Mitgefühl.

«Was habt ihr sonst noch zu essen gehabt?» erkundigte ich mich, den Mund voller Zuckerbrötchen.

«Wir hatten leider Fischklösschen», antwortete Philipp in entschuldigendem Ton, «aber sie waren zu breiig, um in die Socken gesteckt zu werden. Sie waren nicht sehr gut, du hast nicht viel verfehlt.»

«Es ist scheusslich von Tante Margret, mich ohne Nachtessen zu Bett zu schicken», stöhnte ich mit tragischer Stimme. «Wenn Mutter hier wäre, *sie* würde mich nicht so unfreundlich behandeln.»

«Nein», antwortete Philipp mit Überzeugung, «allerdings nicht. Aber schau, du bist ja wirklich sehr frech gewesen gegen Tante Margret; gegen Mutter aber wärest du niemals frech.»

«Wie kannst du das wissen?» wandte ich ein, «es wäre doch sehr wohl möglich.»

«O nein!» versicherte Philipp, «du könntest einfach nicht. Du bist ja nur ungezogen, wenn du ärgerlich bist, und bei Mutter waren wir das nie. Sie war so fröhlich und sonnig, und wenn wir ein klein bisschen unartig waren, so lachte sie, nahm uns in die Arme und erzählte uns wunderschöne Geschichten, so dass wir ganz vergassen, unartig zu sein. Ich wollte, du könntest dich an sie erinnern, Ruth!»

Ich öffnete den Mund zu weiteren Fragen, da sprang Philipp plötzlich von meinem Bett herunter und schoss wie ein aufgeschreckter Hase über den Korridor. Ich hörte ein hastiges Rascheln – dann nichts mehr – dann tönten Tante Margrets Schritte auf der Treppe.

Sie trat in Philipps Zimmer, und ich hörte sie zu ihm hinübergehen und seine Bettdecken glätten. Ich hörte ihn ziemlich atemlos sagen: «Gute Nacht, Tante.» Dann kam sie herüber und blieb an der Tür zu meinem Zimmer stehen. «Gute Nacht, Ruth», sprach sie.

Wenn ich den Gruss erwidert und gesagt hätte, es sei mir leid, wäre sie auch zu mir gekommen und hätte mich für die Nacht zugedeckt. Aber ich verabscheute es, um Verzeihung zu bitten. Deshalb tat ich, als ob ich schlief, und liess ein sehr lautes Schnarchen vernehmen – das niemand täuschen konnte, am allerwenigsten meine Tante.

«Ich bedaure, dass du immer noch so schlecht gelaunt bist», sagte sie kühl, wandte sich ab und ging hinunter.

«Hat sie nicht gemerkt, dass du dich noch nicht ausgezogen hast?» flüsterte ich über den Gang hinweg.

«Nein», flüsterte Philipp zurück, «ich habe die Decke bis unters Kinn heraufgezogen. Gute Nacht, Ruth.»

«Gute Nacht, Phil», antwortete ich, drehte mich gegen das Fenster und starrte ins Dunkel hinaus. Meine Gedanken waren erfüllt von dem, was mir Philipp über Mutter gesagt hatte. Mutter wäre hergekommen und hätte mich geküsst, ob es mir nun leid gewesen wäre oder nicht, und dann *wäre* es mir natürlich leid gewesen. Wir hätten zusammen zu den Sternen aufgeschaut, und sie würde mir Geschichten erzählt haben. Beim Einschlafen konnte ich beinahe ihre Arme um mich spüren. In meinen Träumen jedoch lief sie mit Philipp von mir weg, und als ich versuchte, ihnen nachzulaufen, konnte ich meine Füsse nicht von der Stelle bewegen.

## Ferienpläne

Zwei Jahre waren seither vergangen. Ich war jetzt neuneinhalb und Philipp beinahe elf Jahre alt. Der erste Tag unserer Osterferien war gekommen. Frühmorgens um halb sieben Uhr huschte Philipp in seinem Schlafanzug in mein Zimmer und kletterte, mit Notizbuch und Bleistift bewaffnet, auf mein Bett, das am offenen Fenster stand. Und nun stemmten wir beide die Ellbogen auf den Fenstersims und schmiedeten Pläne.

In diesem Frühling waren wir von einer einzigen Leidenschaft besessen: Vögel zu beobachten. Wir hatten ein Album, in das wir die verschiedenen Arten von Vögeln eintrugen, denen wir begegneten, nebst allem, was wir über sie ausfindig machen konnten: Gesang, Nesterbau, Gewohnheiten. Philipp hatte das Album selbst angelegt, und seine Aufzeichnungen waren wunderschön sauber und genau. Ich malte die Eier daneben, wenn wir solche fanden; aber meine Malereien waren nicht sonderlich naturgetreu.

Philipp's sehnlichster Wunsch war ein Photoapparat. «Wenn ich bloss die Nester photographieren könnte!» jammerte er immer wieder. «Ich könnte gewiss ein grosser Naturforscher werden; vielleicht würde mein Buch sogar gedruckt!»

Doch der billigste Apparat, den wir in den Schaufenstern gesehen hatten, kostete Unsummen, und unsere Sparbüchse enthielt nur einen geringen Betrag, obwohl wir seit vielen Wochen unser Taschengeld zusammensparten. Wir schütteten das Geld auf die Steppdecke und zählten es ein ums andere Mal, bloss für den Fall, dass wir uns das vorige Mal verrechnet hätten. Aber es stimmte. Philipp seufzte schwer.

«Ich werde schon beinahe ins Schulinternat müssen, bis wir den Apparat kaufen können», sagte er wehmütig. «Wenn wir nur etwas verdienen könnten, Ruth!»

Wir starteten recht trübselig in den Garten hinaus und zerbrachen uns die Köpfe nach einer guten Idee; aber kein Geistesblitz wollte uns zu Hilfe kommen. Zu unseren Füßen hatte der April die Obstbäume angerührt, und in weichen, weissen Wellen schäumte ein Blütenmeer über die Ebene hin. Unsere eigenen Pflaumenbäume waren weiss und duftig wie Spitzengewebe. Zwischen den Stämmen konnte ich ganze Büschel von Primeln und goldenen Osterglocken in der Sonne glänzen sehen. Ich schaute zu meinen Hügeln hinüber, aber sie hatten sich in den morgendlichen Dunst eines schönen Frühlingstages gehüllt. Plötzlich fühlte ich, wie neben mir Philipps Körper sich straffte. In seinem Eifer hing er halb zum Fenster hinaus.

«Baumläufer», zischte er, «dort auf dem Pflaumenbaum!»

Ich lehnte mich ebenfalls hinaus. Zusammen beobachteten wir den zierlichen braunen Vogel, der den Stamm hinauftrippelte und die Rinde nach Insekten abklopfte. Philipp war voll angespannter Aufmerksamkeit; er hielt den Atem an und merkte sich jede Bewegung und Haltung des Vogels. Dann breitete das niedliche Geschöpf seine Flügel aus und verschwand um die Ecke. Augenblicklich zückte Philipp Bleistift und Notizbuch, und fünf Minuten lang war er ganz in seine Aufzeichnungen vertieft.

«Ruth», sagte er lebhaft, von seinem Album aufschauend, «heute müssen wir früh in den Wald und viel Zeit vor uns haben. Ich habe mir nämlich gestern abend im Bett etwas ausgedacht: Wir sollten unbedingt ein Naturforscher-Hauptquartier haben. Wir müssen uns eine Hütte bauen, wo wir Bleistifte und Papier und Vorräte in Büchsen aufbewahren können, statt sie immer mit uns herumzutragen. Wir wollen ja jeden Tag, die ganzen Ferien hindurch, in den Wald! Und wir müssen frühzeitig entweichen, bevor sich Tante Margret allerlei ausdenkt, was wir tun sollten!»

Ich purzelte beinahe aus dem Bett vor Eifer.

«Grossartig!» jubelte ich. «Wir erledigen unsere Ferienarbeiten wie rasend, und ich werde so lieb sein wie ein Engel, so

dass sie mich kaum bemerkt und nicht daran denkt, mich zu überwachen. Wenn ich das Wohnzimmer gekehrt und abgestaubt habe, mache ich mich auf und davon, bevor sie an etwas anderes denkt. Und wenn sie fragt, wo wir gewesen sind, sagen wir, wir hätten Holz gesammelt – und wir bringen auch ein wenig mit heim, damit es wahr ist. Ich sehe zwar nicht ein, warum wir in unseren Ferien überhaupt arbeiten sollten! Ich weiss, was ich mache: ich ziehe mich rasch an und gehe gleich hinunter, um Tante Margret zu helfen, das Frühstück zu bereiten. Dann meint sie, ich sei schrecklich brav!»

Im Nu war ich angekleidet, und zehn Minuten später trat ich in der Küche vor Tante Margret hin, sauber gekämmt und mit einer frischen Schürze angetan.

«Darf ich dir helfen, Tante?» fragte ich bescheiden. «Ich bin früh aufgestanden, weil ich dachte, du könntest mich nötig haben.»

Da ich für mein Spätaufstehen bekannt war, warf mir meine Tante einen überraschten Blick zu.

«Danke, Ruth», antwortete sie freundlich und suchte ihre Verblüffung zu verbergen. «Ich bin froh, wenn du den Tisch deckst.»

Es ging alles glatt. Philipp und ich schlangen unser Frühstück hinunter und sassens zappelnd vor Ungeduld auf unseren Stühlen, während Onkel Peter und Tante Margret an ihrer zweiten Tasse Kaffee nippten und das Tagesprogramm besprachen. Dann ging Onkel Peter weg, und Tante Margret wandte sich uns zu.

«Und was für Pläne habt ihr beiden denn?» fragte sie.

Philipp hielt die Antwort schon bereit.

«Sobald wir unsere Arbeiten gemacht haben, wollen wir im Wald Holz holen, Tante Margret», erwiderte er mit seiner lebenswürdigsten Stimme.

«Gut», sagte meine Tante ein wenig unsicher, «aber ihr müsst daran denken, dass ich an den Vormittagen eure Hilfe brauche. Ruth ist alt genug, um im Haushalt mitzuhelfen. Sie

soll zuerst abwaschen und das Wohnzimmer kehren, und nachher werden wir weitersehen.»

Ich konnte flink sein, wenn ich wollte, und ich hatte das Frühstücksgeschirr in erstaunlich kurzer Zeit abgewaschen. Dann, ohne weitere Beratung mit meiner Tante, ergriff ich Besen und Staublappen und steuerte auf das Wohnzimmer zu. Ich wirbelte den Staub in wilder Jagd auf dem Linoleum herum und wischte ihn im Eiltempo von den Möbeln. Die Kehrichtschaufel konnte ich nirgends erblicken, aber ich verlor keine Zeit darüber: Ich kehrte mein Häuflein zusammen und schob es flugs unter den Teppich. Dann trippelte ich auf den Zehenspitzen in die Küche zurück, versorgte Besen und Staublappen, und mit Blitzesschnelle war ich zur Haustür hinaus.

Draussen und frei an einem Aprilmorgen, an dem die Sonne schien und die Vögel sangen und die Lämmer blökten – welche Wonne! Ich raste wie ein Wirbelwind hinters Haus, wo ich so ungestüm in Philipp hineinrannte, dass ich ihn beinahe zu Boden geworfen hätte. Doch er war meine Art gewohnt und erschrak deshalb nicht übermässig.

«Schon fertig?» erkundigte er sich überrascht.

«Ja, du nicht?»

«Nein», antwortete er, «ich soll dieses Reisig zerkleinern und Bündel daraus machen; es wird eine Ewigkeit dauern.»

«O», rief ich aus, «wir können nicht warten! Du hast genug von diesen dummen Bündeln gemacht. Niemand wird wissen, dass du nicht fertig bist, wenn sie das Übrige nicht sehen. Schnell, gib mir das Zeug!»

Und bevor mein gewissenhafter Bruder etwas einwenden konnte, hatte ich den Rest in den Graben geworfen und stiess mit dem Fuss Laub darüber.

«Und denk doch», schrie ich und hopste wie wild um ihn herum, «wie schnell wir das Reisig finden werden, wenn man uns schickt, um neues zu suchen!» Mit einem Satz war ich durch den Obstgarten, über das frische, nasse Gras hinweg, das dicht mit Primeln und Blütenblättern besät war. Wie ein Wiesel

schlüpfte ich durch eine Öffnung in der hinteren Hecke, und Philipp folgte mir auf den Fersen.

Die Lücke in der Hecke war unser ganz persönliches, streng gehütetes Geheimnis. Tante Margret konnte die Gartentür vom Küchenfenster aus sehen; wir zogen jedoch des öfteren vor, unser Kommen und Gehen geheimzuhalten. So hatten wir hinter dem Hühnerstall eine Lücke in der Hecke entdeckt, welche durch überhängende Zweige, die wir bloss beiseite zu schieben brauchten, für jeden Uneingeweihten unsichtbar war. Diese Lücke gab Zugang zu einer Wiese, welche an die Strasse grenzte, die ihrerseits zu unseren geliebten Wäldern führte.

Auf der Strasse angelangt, hüpfte und schrie ich wie ein ausgelassenes junges Ding. Es war ja auch eine reine Lust, an solch einem Morgen am Leben zu sein! Philipp folgte mir etwas bedächtiger. Er hielt den Blick auf die Hecken geheftet, die die Strasse säumten, und stand von Zeit zu Zeit still, um zu lauschen oder zu spähen. Ich wartete nicht auf ihn, der Frühling war mir in die Beine gefahren! Ich glaube, ich verscheuchte die meisten Vögel, bevor Philipp nur in ihre Nähe kam.

Mit einem Sprung setzte ich über das Tor hinweg, das zu einer Wiese führte. Hier blieb ich einen Augenblick stehen, um die bedächtigen Mutterschafe mit ihren drolligen, langbeinigen Lämmern zu betrachten, die wie ich in den Gänseblümchen herumhüpften. Und während ich so dastand und zuschaute, wurde plötzlich eines der Lämmer auf mich aufmerksam und kam auf mich zugesaut. Es hatte ein schwarzes Näschen und schwarze Beine und stiess leise, vergnügte Laute des Willkommens aus. Ich kauerte ins Gras nieder und breitete meine Arme aus. Das Lamm rannte geradewegs hinein und begann mit eifriger, warmer Zunge mein Gesicht zu lecken.

«Philipp», rief ich, «schau doch, wie lustig!» Er war inzwischen bei mir angelangt, und zusammen knieten wir im Gras, während das Schäflein uns stiess und leckte und von einem Schoss in den andern sprang. Nun kam auch der alte Hirt daher, lehnte über das Tor und schaute uns schmunzelnd zu.



«Das ist eine kleine Waise», belehrte er uns. «Es ist ein Flaschenkind und fürchtet sich vor niemandem. Die anderen Schafe schieben es beiseite, aber es geht munter seine eigenen Wege. Der kleine Schlingel hat immer irgend eine Dummheit im Kopf!»

In diesem Augenblick sprang das Lamm von meinen Knien weg und rannte auf das Tor zu. Der Alte bückte sich und hob es auf.

«Es kennt meine Stimme schon gut, nicht wahr?» meinte er lächelnd. Er verstaute das Tierchen unter seiner Pelerine und ging dem Bauernhaus zu.

«Das ist ein neuer Hirt», bemerkte ich zu Philipp, «ich habe ihn noch nie gesehen.»

«Ich schon», antwortete Philipp. «Aber nun los, Ruth, wir haben keine Zeit zu verlieren!»

Er sprang auf, und wir liefen über das freie Feld, dass meine Haare im Wind flogen. Nun noch über einen Zaun, und schon standen wir in unserem Wald.

## Die Indianerhütte

Wie herrlich war er, unser Wald! Anemonen bedeckten, Sternen gleich, den Boden, Veilchen bildeten blaue Flecken in den Lichtungen, und die spitzen Schäfte der Hyazinthen schossen überall hervor. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die Eichenstämme und beleuchteten Hänge und Mulden, wo zarter Sauerklee unter dem Laub hervorblinzelte und Eichhörnchen und Vögel geschäftig waren.

Philipp und ich liessen den Fussweg zur Seite und kämpften uns durch das Jungholz hindurch, in dem Geissblattranken sich von Stamm zu Stamm wanden. Schliesslich hielten wir an, um uns umzusehen. Philipp setzte sich auf ein Mooskissen, und ich kauerte neben ihn auf den Boden.

«Hier schlagen wir unser Hauptquartier auf», verkündete er. «Das ist ein guter Ausgangspunkt für weitere Expeditionen.» Philipp liebte lange Wörter und las manchmal die Zeitung auf der Suche nach solchen; aber er verstand sie nicht immer.

«Wie willst du das machen?» fragte ich.

«Wir bauen ein Wigwam, eine Indianerhütte», erklärte Philipp.

«Siehst du jenen Vogelbeerbaum? Der gibt einen guten Mittelpfosten. Jetzt suchen wir Äste und stellen sie ringsum gegen die Mitte, alle ganz dicht nebeneinander. Dann verflechten wir sie mit Geissblattranken und lassen bloss ein Loch offen, gross genug, dass wir durchkriechen können. Den Boden bedecken wir mit Farnkraut und Moos, so wird er ganz weich und bequem. Es ist fast, als ob wir ein Nest bauen wollten. Hinten in der Hütte graben wir ein Loch in den Boden und schlagen es mit kleinen Zweigen und Steinen aus. Dort verstecken wir dann unsere Vorräte und decken sie mit Farnkraut zu, so dass man fast nichts merken kann; es wird genauso aussehen wie der Boden.»

Ich war begeistert und machte mich unverzüglich ans Werk. Den ganzen Vormittag arbeiteten wir tüchtig. Wir schleppten dürre Äste durchs Unterholz und schnitten mit Philipps Taschenmesser lange Pfähle daraus. Bald stand das Gerippe unserer Indianerhütte fest im Boden.

Wir brauchten einige Tage, um unser Wigwam fertigzustellen. Jeden Morgen hastete ich durch meine Hausarbeiten, und dann rannten wir in den Wald. Jeden Morgen wurde das Häuflein Staub unter dem Teppich ein wenig grösser. Da Tante Margret aber vor kurzem die Frühjahrsreinigung des Hauses beendet hatte, wurde meine Nachlässigkeit nicht bemerkt.

O diese Morgenstunden im Wald! Wir blieben selten beisammen. Jedes ging seine eigenen Wege und hing seinen eigenen Gedanken nach. Dann kehrten wir, die Arme voll Farnkraut und Ranken, zu unserem Ausgangspunkt zurück. Jedes von uns fand seine besonderen Schätze und hatte seine besonderen Erlebnisse, die wir dann bei unserer Rückkehr miteinander teilten.

Philipps wichtigste Entdeckung war das Nest einer Schwanzmeise. Ich stiess auf ihn, wie er regungslos in einem Graben kauerte und unverwandt auf einen Weissdornbusch starrte. Er zog mich neben sich auf den Boden.

«Schwanzmeise», hauchte er, «füttert Junge, wird gleich zurück sein.»

Noch während er sprach, hörten wir winzige Flügel schwirren und Laub rascheln, und schon war die kleine Mutter mit einem Bissen im Schnabel vorübergeflitzt. Wir konnten das erregte Piepen der Vöglein hören und den allgemeinen Tumult, der zur Essenszeit in einem Vogelnest herrscht! Dann husch! war die Mutter wieder draussen auf ihrer ängstlichen Futtersuche und verschwand zwischen den Bäumen.

«Komm schnell», flüsterte mein Bruder, «wir wollen hineingucken, bevor sie zurückkehrt!»

Vorsichtig bogen wir die Zweige auseinander und suchten das Nest. Da lag es, ein formvollendetes, rundes Bällchen, dicht

gewoben aus Haar und Baumflechten, mit einer seitlichen Öffnung. Es kam uns wie ein Wunder vor, dass solch ein winziges Vögelchen sich ein dermassen vollkommenes Haus gebaut haben sollte. Während wir es betrachteten, wurden die Nestlinge unserer Gegenwart gewahr, und eine Menge von gierigen gelben Schnäbeln drängte sich mit erregtem Gezirpe durch die Öffnung. Aber wir hatten keine Würmer für sie und zogen uns zurück, um die Mutter nicht abzuschrecken.

«Sie werden bald flügge sein», sagte Philipp, «da wollen wir uns im Graben verstecken und ihnen zusehen.»

In den nächsten Tagen unterbrachen wir ständig unsere Bauarbeit und schlichen herbei, um die Vöglein zu beobachten. Tag für Tag wurden sie grösser und kräftiger; ihr Gefieder wurde dichter, und im selben Masse wurde ihr Gepiepe lauter und energischer.

Diese Vögel waren nicht unsere einzigen Nachbarn. Die Buche über unserer Hütte hatte hoch oben eine grosse Astgabel. Eines Tages, als ich ruhig am Flechten unserer Hauswand war, hörte ich das Rauschen grosser Flügel: eine braune Eule fegte nahe an mir vorbei. Im Nu war ich den Stamm hinauf; wie ein aufgeregtes Eichhörnchen schwang ich mich von Ast zu Ast und spähte in jeder Höhlung, jedem Spalt nach dem Nest. Meine Mühe wurde belohnt, denn dort auf jener höchsten Astgabel des Baumes, in einer Wiege von Stroh und flaumigen, braunen Federn, lag ein einziges, schneeweisses Ei, heiss von der Wärme der Vogelmutter.

Ich kletterte ein Stück weit herunter, um die Mutter nicht zu stören, und blieb mit schlenkernden Beinen auf einem Ast sitzen. Wie herrlich liess sich hier Ausschau halten! Die Hänge hinter dem Wald waren blau von Sternhyazinthen, und durch den dünnen Schleier des jungen Grüns leuchteten gelb die Sumpfdotterblumen. Ich war so glücklich, dass es mir fast wehthat. Und dann erblickte ich Philipp. Er kam langsam zwischen den Bäumen daher, die Arme voll Farnkraut, und sah ganz klein aus.

«Phil», rief ich, «komm hier herauf!»

Er war gleich oben. Miteinander schauten wir voller Wonne auf das reine, köstliche Ding. Dann aber entdeckten wir plötzlich auf der nächsten Buche die Mutter, die mit ihren gelben Augen zornig blinzelte, und wir dachten, es wäre wohl besser, hinunterzuklettern. Augenblicklich breitete sie ihre riesigen braunen Fittiche aus und sank auf ihr Nest herab. Wir glitten vollends zu Boden, legten uns bäuchlings in unsere Hütte und sprachen von Eulenkindern.

Eine Woche ging alles gut. Tante Margret schien unsere Freiheit nicht eindämmen zu wollen. Wenn ich je bemerkte, dass sie müde und abgespant aussah, sagte ich mir, das gehe mich nichts an. Meine Ferien gehörten mir, und ich wollte sie zubringen, wie es mir passte. Ich taugte ja ohnehin nicht zur Hausarbeit. Es war mir deshalb sehr zuwider, als mich meine Tante eines Morgens festhielt (ich war eben im Begriff gewesen, auszureissen) und mich fragte, wohin ich gehe.

«Hinaus, mit Philipp», antwortete ich und wand mich ein bisschen unter dem festen Griff ihrer Hand. «Ich habe meine Arbeit gemacht, auf Ehrenwort, ich hab' sie gemacht, Tante Margret. Bitte, lass mich gehen, Philipp wartet auf mich.»

«Schon recht», erwiderte meine Tante, ohne mit der Wimper zu zucken, «Philipp wird heute allein gehen müssen. Ich habe dich nötig, Ruth. Heute morgen habe ich grosse Wäsche, und du kannst mir beim Aufhängen helfen. Es wäre ohnehin an der Zeit, dass du ordentlich mehr tatest als bisher.»

Ich stampfte auf den Boden und schaute so finster drein, wie ich nur konnte.

«Aber ich habe doch gerade heute unbedingt hinausgehen wollen!» sagte ich ärgerlich.

Tante Margret schüttelte mich ein wenig.

«Du kannst gut zur Abwechslung einmal tun, was jemand anders will», entgegnete sie. «Und wenn du es nicht gutwillig tust, kannst du heute nachmittag ebenfalls zu Hause bleiben.»

Du wirst ja von Tag zu Tag fauler und selbstsüchtiger. Je eher du dich zusammennimmst, desto besser.»

Sie stapfte in die Küche, und ich musste ihr wohl oder übel folgen. Ich scharrte mit den Füßen und knurrte böse. Ich war wütend. Solch ein Pech! Heute würde vielleicht die Eule aus schlüpfen, und ich würde nicht dabei sein! Die Meislein verliessen vielleicht ihr Nest, und Philipp würde sie allein sehen! Es war ungerecht. In diesem Augenblick hasste ich Tante Margret, und ich beschloss, ihr keineswegs zu helfen, sondern mich so schlecht wie nur möglich aufzuführen. Dann würde sie bereuen, mich zurückgehalten zu haben.

Hier wurde mein Gedankengang unterbrochen, denn die hintere Tür wurde heftig aufgestossen, und Philipps Kopf kam zum Vorschein. Er hatte für Onkel Peter im Garten gearbeitet und sah recht erhitzt und zerzaust aus.

«Kommst du, Ruth?» fragte er lebhaft.

«Nein, sie kommt nicht», antwortete meine Tante kurz angebunden. «Sie wird sich zur Abwechslung einmal nützlich machen. Lauf du weg und spiele heute morgen allein, Philipp. Ruth kann am Nachmittag mit dir gehen, wenn sie sich anständig aufführt.»

Wir verbrachten beide einen erbärmlichen Vormittag. Ich schnitt Gesichter gegen die Wand und liess meine Wut an der Wäsche aus. Ich seufzte und gähnte, gab den Tischbeinen Fussritte und warf meiner Tante hinter ihrem Rücken vernichtende Blicke zu. Aber sie arbeitete angestrengt am Waschtrog und schien mich gänzlich zu übersehen. Sie tat oft so, als ob sie meine Launen nicht bemerkte, und nichts ärgerte mich mehr. Was nützte es zu schmollen, wenn sie mich nicht einmal anschaute? Ich wurde immer ärgerlicher.

Schliesslich erregte ich aber doch ihre Aufmerksamkeit. Sie hatte mir nämlich befohlen, ein Becken voll sauberer Taschentücher hinauszutragen und auf die Leine zu hängen. Ich hatte eigentlich nicht im Sinn, es fallen zu lassen, aber ich war so sehr damit beschäftigt, die Tür recht kräftig zuzuschlagen und

die Wäscheklammern durcheinander zu rütteln, dass das Becken mir aus den Händen glitt und sämtliche Taschentücher auf die Erde fielen. Zu allem Unglück hatte es in der Nacht geregnet, so dass der Boden recht schmutzig war.

Meine Tante war sehr erbost. Ich glaube, sie hatte Lust, mich zu ohrfeigen; denn ich sah, wie sie die Hände fest ineinanderpresste. Sie sagte mir in unmissverständlichen Worten die Wahrheit über mich selber. Dann eröffnete sie mir, ich könne jetzt gehen, ich sei ja an einem arbeitsreichen Vormittag eher eine Belastung als eine Hilfe, dafür müsse ich aber eine ganze Woche lang jeden Vormittag zu Hause bleiben und helfen. So werde ich hoffentlich lernen, ein wenig lebenswürdiger und hilfreicher und weniger täppisch zu sein. Meine Tante hielt mir meine Selbstsucht vor und versicherte mir wieder einmal, ich werde eine ungeheure Enttäuschung für meine Mutter sein. Dann nahm sie mir das Becken voll beschmutzter Taschentücher aus der Hand und liess mich stehen.

Ich stampfte, würgte die Tränen hinunter und marschierte erhobenen Hauptes zum Gartentor hinaus. Zwar hatte ich für eine ganze Woche meine Vormittage eingebüsst; doch jetzt blieb mir noch eine Stunde bis zum Mittagessen. Ich wollte Philipp entgegengehen.

Es war ein stiller, warmer Morgen. Der Himmel war noch immer bewölkt, und ein frischer, herber Erdgeruch erfüllte die Luft. Die Blumen hoben ihre Köpfchen wieder, die Vögel sangen voller Lebenslust. Alles war friedlich. Nur ich mit meinen hässlichen, zornigen Gedanken und meinem tränennassen Gesicht fühlte mich da irgendwie fehl am Platze. Dieses Gefühl überkam mich mit solcher Wucht, dass ich sogar anhielt, um darüber nachzusinnen und ringsum zu schauen. Da standen die Bäume und erfüllten ihre Aufgabe ohne Hast noch Lärm. Jedes Blatt entfaltete sich in vollkommener Weise; jede Knospe öffnete sich wie durch ein Wunder. Und da war kein Widerstreben und keine nutzlose Eile, nur der Friede des rechten Tuns. Ich hätte das damals nicht in Worte fassen können, doch jener

Friede schien in mich hineinzuströmen, und einige Minuten lang dachte ich, wie vollkommen das Leben wäre, wenn ich nur lieb sein könnte.



Ich wünschte nicht oft, lieb zu sein; aber in diesem Augenblick wünschte ich es, wünschte von ganzem Herzen, brav und glücklich und brauchbar zu sein, im Einklang mit Gottes schöner Schöpfung. Ich wünschte es so sehr, dass ich meine Hände faltete und flüsterte:

«Ich will doch brav sein! Ich will nicht mehr zornig werden und selbstsüchtig sein. O, warum kann ich nicht brav sein?»

Doch meine Worte schienen ins Leere gesprochen, denn ich wusste nichts von dem, der ganz nahe bei mir stand und mir so gerne geholfen hätte, anders zu werden. Für mich war er bloss ein Mensch, der vor langer Zeit gelebt hatte und von dem ich im Gottesdienst hörte. Nach einigen Minuten zuckte ich die Achseln und ging weiter.

«Ich werde nie gut sein», murmelte ich. «Ich werde immer scheusslich und eigensinnig sein, und niemand wird mich je mögen.»

Ich fand Philipp völlig ausser sich vor Freude, er schien mich nicht im geringsten vermisst zu haben.

«Ich habe das Ei aufbrechen sehen», rief er. «Ich bin hinaufgestiegen, und die Mutter ist weggeflogen. Als ich näher hinschaute, war die Schale entzwei, und ich konnte sehen, wie die Eihaut sich bewegte. Ich wagte nicht zu bleiben aus Furcht, das Ei könnte sich abkühlen und das Eulenkindchen könnte sterben. Nun ist die Mutter zurück und brütet weiter, und ich würde nicht hinaufklettern, wenn ich dich wäre; sie könnte nach dir picken.»

Dazu war es ohnehin zu spät; es war höchste Zeit, zum Mittagessen heimzukehren. Unterwegs erzählte ich Philipp meinen unseligen Vormittag. Er war lieb und mitfühlend, und mir wurde besser zumute, obwohl ich im Grunde nur allzugut wusste, dass ich kein Mitgefühl verdiente. Dann hörte er in seiner gewohnten taktvollen Weise auf, über unsere Vormittage zu sprechen, und wir verbrachten den Rest unseres Heimwegs damit, für den Nachmittag Pläne zu schmieden.

## Terry

Drei Tage später erlebten wir unser erstes Ferienabenteuer und gewannen einen neuen Freund. Das ging so zu: Die Indianerhütte war nun tatsächlich fertig und ein so heimeliger Schlupfwinkel geworden, wie man ihn sich nur wünschen konnte. Sie enthielt ein Versteck, wo wir unsere Essvorräte und andere Schätze verbargen, wenn wir auf Entdeckungen loszogen. Die Meisen waren ausgeflogen. Wir hatten ihren ersten unsicheren Flug beobachtet und sie aufs Moos purzeln sehen, wo sie aus Leibeskräften nach der Mutter schrieten. Auch das Eulenkindchen war tüchtig am Wachsen. Es glich jetzt einer Kugel aus weicher, grauer Watte mit einem gekrümmten Schnabel und runden, gelben Augen, und es schien nichts dagegen zu haben, dass wir es in die Hände nahmen. Wir hatten noch andere Nester gefunden – von Amseln, Drosseln und Sperlingen in den Büschen und ein Starennest in einem hohlen Weidenstamm. Wir besuchten sie täglich und führten ein Tagebuch über die Fortschritte der Brut.

Der Nachmittag war schön und luftig. Der Wind fegte von den Hügeln herunter, wir hatten ihn im Rücken. Was Wunder, dass wir den ganzen Weg rannten? So vom Wind getragen zu werden, dünkte uns so lustig, dass wir vor Laufen und Lachen ganz ausser Atem beim Wigwam ankamen und uns freuten, uns auf den moosigen Boden niederwerfen und im kühlen, dunklen Schatten seiner Wände verschnaufen zu können. Ich erschrak deshalb nicht wenig, als Philipp, der schon halbwegs durch den Eingang verschwunden war, plötzlich wieder zurückkrebste, mit vor Verwunderung weit aufgerissenen Augen, und in dramatischem Ton flüsterte: «Das Wigwam ist besetzt.»

«Von wem?» fragte ich entrüstet und wich ein paar Schritte zurück.

«Ich konnte es nicht genau sehen», antwortete Philipp, «aber ich glaube, es ist ein Junge.»

«Na», sagte ich laut, «das ist doch unsere Hütte, und er soll lieber herauskommen, weil wir hineinwollen.» Totenstille.

«Komm heraus!» befahl Philipp laut und deutlich.

Keine Antwort.

«Vielleicht ist es ein Leichnam», meinte ich.

«Nein, bestimmt nicht», antwortete Philipp. «Ich habe gesehen, wie er sich gekratzt hat.»

Langes, unsicheres Schweigen folgte. Dann fing Philipp an zu kichern.

«Ich glaube, ich sollte nochmals hineingucken», sagte er, «vielleicht ist er schwerhörig.»

Auf allen Vieren und sehr vorsichtig näherte sich Philipp dem Eingang; seine vordere Hälfte verschwand in der Öffnung, und erneutes Schweigen folgte.

«Mach schnell!» drängte ich ungeduldig und packte vor Aufregung seine Hinterbeine. «Wer ist es? und was macht er?»

«Wir starren einander bloss an», erwiderte Philipp und kicherte wieder. «Es ist ein Junge, wie ich gesagt habe. Hör mal, Junge, das ist unsere Hütte, und wir wollen hinein; es ist also gescheiter, du machst, dass du raus kommst!»

«Tu ich nicht!» sprach drinnen eine Stimme.

«Dann zieh' ich dich heraus», sagte Philipp gutgelaunt.

«Dann packe ich die Wand und reisse sie mit mir 'runter», erwiderte die Stimme kühl.

Nochmals Schweigen, während die Rivalen sich mit den Augen massen und ich vor Erregung und Entrüstung von einem Bein aufs andere hopste. Philipp brach das Schweigen.

«Ich weiss was», sagte er, «wir machen ein Turnier wie im Geschichtsbuch.»

«Ein was?» erkundigte sich die Stimme des Eindringlings, der nicht vertraut zu sein schien mit Geschichtsbüchern.

«Ein Turnier», wiederholte Philipp. «Das ist wie ein Ringkampf zwischen zwei Leuten, die sich um etwas streiten. Wer

Sieger ist, der gewinnt den Streit. Komm du jetzt raus und kämpfe! Wenn ich siege, gehst du weg; aber wenn du siegst, kannst du die Hütte mit uns teilen. Denn, weisst du, schliesslich sind wir es doch, die sie gebaut haben.»

Unserem ungeladenen Gast schien dieser Vorschlag zu gefallen, denn ich sah, wie Philipp sich rückwärts aus dem Eingang herauszwängte und munter auf den Boden purzelte, um dem anderen Raum zu machen, damit er herauskommen konnte. Und – so ungehalten ich auch war – im Augenblick, da ich sein Gesicht im Eingang erblickte, gefiel er mir, und ich wünschte ihn kennenzulernen.

Ich hoffe, Philipp wird siegen, dachte ich im stillen, aber ich hoffe gleichwohl, dass der Junge bleiben und mit uns spielen wird. Ich mag ihn.

Es war ein kleiner Junge, etwa so gross wie ich, aber gleich alt wie Philipp. Seine Kleider waren zerlumpt und eher zu klein für ihn. Aber seine Augen waren munter wie die Äuglein einer Amsel und sein mageres Gesicht braun wie eine Kastanie und voller Sommersprossen. Sein dichtes Haar fiel ihm ins Gesicht und erinnerte mich an ein zerzaustes Strohdach. In den Händen hielt er einen mächtigen Strauss Dotterblumen und Schlüsselblumen. Er legte sie sorgfältig aufs Moos und hiess mich, sie in Ruhe zu lassen, während er «den Kerl da erledigte».

Das Turnier begann höchst regelwidrig, bevor irgend jemand bereit war. Der Junge warf sich einfach plötzlich auf Philipp und hieb ihm eins auf den Kinnbacken. Philipp, der überrumpelt worden war, kam nicht dazu, zurückzuschlagen, da sass ihm schon eines auf dem Ohr, und auch dann blinzelte er noch mehrmals, bevor er sich entschliessen konnte, was zu tun sei.

«Hau ihn, Phil», kreischte ich, beinahe selber dreinfahrend und auf den nächsten Baumstamm loshämmernd, um mich zu beruhigen.

Es war ein spannender Kampf, sobald Philipp in Schwung kam. Er war so stark und so eigensinnig wie ein Ochse, aber der Junge erinnerte mich an ein Wiesel. Er drehte und wand sich,

er sprang und krümmte sich, während die Muskeln an seinen mageren, braunen Armen anschwellen und seine Lippen sich fest aufeinander pressten.

Nochmals und nochmals griff er an, während Philipp seinen Platz behauptete und bedächtige, wuchtige Hiebe erteilte. Es war wirklich ein sehr aufregendes Turnier, und ich führte mich auf, als ob ich eine ganze Galerie von Zuschauern in einer Person wäre. Der Junge wurde Sieger. Er tat, als wollte er gegen Philipps Hals anspringen, änderte aber plötzlich seine Taktik und schoss ihm zwischen die Beine, so dass er mit erschreckender Wucht zu Boden stürzte. Bevor Philipp sich Rechenschaft geben konnte, was geschah, sass ihm der Junge schon auf der Brust und trommelte mit aller Macht auf ihm herum.

«Hör auf!» sagte Philipp ruhig, «du hast gewonnen.»

«Ich hab dich zwar glatt geschlagen», sagte der Junge und stand auf, «aber eure dumme Hütte brauche ich nicht. Ich könnte mir selber eine schönere bauen.»

Er hob seine Blumen auf und schickte sich an wegzugehen, doch Philipp fasste ihn bei den Hosenträgern.

«Geh nicht!» bat er. «Wir teilen ganz gern die Hütte mit dir, und dann können wir vielleicht ein andermal wieder einen Ringkampf machen. Ich tu das schrecklich gern, du nicht?»

«Doch, ziemlich», erwiderte der Junge.

«Wir wollen jetzt unser Vesperbrot essen; komm, wir teilen's zusammen», lud Philipp ihn ein, «es hat genug Platz für alle drei in der Hütte.»

Eigentlich war es noch nicht annähernd Zeit zum Vespere, aber wir fühlten beide, dass wir irgend etwas tun mussten, um den Jungen festzuhalten. Bei dem Wort «essen» fand eine auffallende Veränderung bei ihm statt. Er hörte auf, finster und gelangweilt dreinzuschauen, und war plötzlich ganz bei der Sache. Ohne sich nur die Mühe zu nehmen, ja zu sagen, liess er sich mit einem erwartungsvollen Lächeln aufs Moos nieder und streckte seine schmutzige Hand aus. Wenn er lächelte und seine Augen aufleuchteten, fand ich ihn regelrecht schön.

Der Junge musste schrecklich hungrig sein, denn ich habe weder vorher noch nachher einen Menschen in solch einem Tempo essen sehen. Wir öffneten unser Paket mit Butterbroten, und ohne ein «Bitte» oder «Danke schön» fiel er darüber her und war mit dreien fertig, während Philipp und ich noch am ersten waren. Und wir hatten doch auch einen gesunden Appetit! Dann, als die letzte Krume vertilgt war und er die Marmelade vom Papier geleckt hatte, seufzte er laut und befriedigt auf. Nun konnten wir drangehen, uns gegenseitig kennen zu lernen.

Wir lagen alle drei bäuchlings auf dem Boden und hatten das Gesicht in die Hände gestützt. Durchs Moos drangen spitz und fein die Hyazinthenschosse und kitzelten uns angenehm am Kinn. Draussen flutete die Nachmittagssonne in goldenen Strahlen durch die Bäume und zeichnete Scherenschnitt-Blattmuster auf den Waldboden. Der Wind pfiff in den Baumwipfeln. Aber wir hatten es gemütlich, wir waren geschützt und warm.

«Wie heissest du?» fragte Philipp.

«Terry», erwiderte der Junge und kaute an einem Grashalm.

«Wie alt bis du?»

«Elf, nächsten August.»

«Wo wohnst du?»

«In der Erlenhütte am Bach, nah bei Wildenwald.»

«Hast du Geschwister?»

«Nein, ich bin allein mit der Mutter.»

«Wo ist dein Vater?»

«Hab keinen.»

«Was machst du mit all den Blumen?»

«Mutter geht damit in die Stadt. Sie ist Blumenverkäuferin.»

«Suchst du sie ihr alle?»

«Ja, wenn ich die Schule schwänzen kann.»

Ein Weilchen sprach keines mehr. Dann kam mir auf einmal ein Gedanke. Ich legte meine Hand auf Terrys Arm und fragte: «Möchtest du gern ein Eulennest sehen?»

Als Antwort wies er zum Baum hinauf.

«Meinst du jenes dort?» fragte er, «ich hab heute schon ein-

mal dreingeschaut. Hab voriges Jahr ein kleines Zahmes von jenem Nest genommen. Es ist fast zwei Monate lang bei mir geblieben.»

Ich war ein klein wenig verärgert. Das war doch *unser* Eulennest! Was brauchte der Junge vor uns dort gewesen zu sein! Doch Philipp wandte sich lebhaft an ihn:

«Kennst du viele Nester? Könntest du uns noch andere zeigen?»

Terry schaute uns verächtlich an.

«Ich könnte euch so ziemlich jedes Nest in diesem Wald hier zeigen», erwiderte er.

Philipp sprang auf.

«So komm, lass uns gehen und sie sehen! Zeige uns alle, Terry!»

Terry richtete sich langsam auf und musterte uns von oben bis unten, als wollte er entscheiden, ob wir die Art Kinder seien, denen man Nester anvertrauen konnte. Dann nickte er zustimmend.

«Gut!» antwortete er kurz und tauchte im Gebüsch unter.

Es folgte eine atemlose Stunde, nach deren Ablauf ich ganz erschöpft und beinahe in Stücke zerrissen war, denn Terry liess sich durch kein Hindernis aufhalten. Wir wateten knietief in einen Teich, um eines Teichrohrsängers gewobenes Heim zu besichtigen, und wir erkletterten unmögliche Bäume auf der Suche nach Krähenestern. Wir erforschten Löcher in Baumstämmen und beobachteten ein Starenjunges, das ein- und ausflog. Der Wald tat sich vor uns auf, und wir lernten ihn in dieser einen Stunde besser kennen als je zuvor. Die Sonne war im Sinken, als wir uns heimzu wandten.

«Leb wohl», sagten wir, und dann zögerten wir. Musste dies das Ende sein? Würde ein so wundervoller Junge uns wieder treffen wollen?

«Kommt ihr wieder?» fragte Terry lässig, und wir stiessen einen Seufzer der Erleichterung aus. Von diesem Augenblick an war Terry unser Freund, und – was weit wichtiger war – wir wussten, dass er uns als seine Freunde betrachtete.

## Das verlorene Schäflein

In der Folge trafen wir uns fast täglich mit Terry, und die Zeit verging uns nur allzurasch. Unser neuer Freund führte uns durch die ganze Gegend und zeigte uns die verborgensten Nester und Erdhöhlen. Wir lernten die Fußspuren kleiner Tiere erkennen und verfolgen und die verschiedenen Vogelschreie und ihre Bedeutung unterscheiden. Er schleifte uns durch Sümpfe und Gestrüpp auf der Suche nach den frühesten Blumen und zeigte uns, wo seltene Orchideen wuchsen. Es war, als ob er uns eine neue Welt der Wunder erschlösse, und wir liebten und bestaunten ihn beide ob seiner verblüffenden Kenntnis des Waldlebens. Früher hatte ich Philipps Freunde nie leiden mögen, weil ich glaubte, sie nähmen ihn mir weg. Terry hingegen schien uns beide gleichermassen als seine Freunde zu betrachten und schaute nie auf mich herab, weil ich ein Mädchen und jünger war.

Es war deshalb eine Enttäuschung für uns alle, als Philipp sich den Fuss verstauchte; er hatte sich ungeschickt von einem Baum herabgeschwungen und musste, nachdem er mühsam nach Hause gehumpelt war, drei Tage lang ruhig auf dem Sofa liegen bleiben.

Zuerst blieb ich ebenfalls daheim, um Philipp zu unterhalten. Ich glaube, meine Bemühungen waren recht erfolgreich, aber sie brachten Tante Margret an den Rand der Verzweiflung. Als erstes fing ich eine Ente ein und brachte sie, mit einem Puppenhäubchen bekleidet, ins Zimmer, um dem Invaliden einen Besuch abzustatten. Dann liess ich sie auf dem Teppich des Esszimmers los, und nach einer Weile vergassen wir sie. Sie watschelte in den Korridor hinaus, wo sie meiner Tante begegnete, die sich *nicht* freute, sie zu sehen. Wir hörten, wie die Ente, die zornig schnatterte, energisch zur Tür hinausbefördert wurde, worauf wir sie über den Rasen stapfen sahen mit ihrem

rosaseidenen Häubchen, das von einer Seite auf die andere rutschte, je nachdem sie den Kopf drehte.

Nach diesem Zwischenfall spielten wir Soldaten. Wir richteten uns in entgegengesetzten Winkeln des Zimmers ein, jedes mit einem Heer von Bleisoldaten und einem Dutzend Murmeln versehen. Eine Zeitlang bombardierten wir einander seelenvergnügt, bis uns plötzlich einfiel, dass die Kätzchen im Holzschuppen eine ausgezeichnete Kavallerie bilden würden. Ich lief deshalb hin und kehrte mit einem Arm voll weichen, schnurrenden schwarzen und gesprenkelten Pelzes zurück, den ich auf den Boden fallen liess; vier blauäugige Kätzchen mit zuckenden Schwänzchen und Schnurrbärtchen lösten sich voneinander und rannten in die Zimmerecken.

Ich wählte mir ein gesprenkeltes und ein schwarzweisses Kätzchen als Armee, und Philipp hatte zwei kohlrabenschwarze. Wir eröffneten das Feuer gegen die Infanterie aus Bleisoldaten, worauf die Kavallerie in Angriff trat.

Es war ein grossartiges Spiel, und die Kätzchen waren begeistert davon. Sie rasten in allen Richtungen hinter den Murmeln her, die Soldaten links und rechts niedermetzelnd. Philipp und ich kreischten vor Vergnügen und krabbelten auf allen Vieren herum, um unsere Munition zu sammeln und die Kavallerie einzufangen. Schneller, immer schneller liefen die Kätzchen; heisser, immer heisser tobte der Kampf. Da plötzlich ein Klirren und Spritzen: das gesprenkelte Kätzchen war auf eine herunterhängende Tischdecke gesprungen und hatte sie mitsamt einer Blumenvase auf sich herabgezogen. In wenigen Sekunden war es hoffnungslos darein verwickelt und kugelte wild im Zimmer herum. Das Wasser aus der Blumenvase floss über den Teppich, und Philipp und ich lagen flach auf dem Boden und lachten, bis uns die Tränen über die Wangen liefen. Natürlich ging in diesem Augenblick die Tür auf, und Tante Margret trat herein. Die Kätzchen stürzten sich augenblicklich zwischen ihre Füße, eines blieb an ihren Beinen hängen und grub seine winzigen Krallen in Tante Margrets Strumpf.

Meine Tante war nichts weniger als belustigt. Ich will den Auftritt, der nun folgte, lieber nicht beschreiben. Er endete damit, dass vier aufgeregte Kätzchen in den Kohlenkeller verbannt wurden und ein sehr ärgerliches kleines Mädchen aus dem Hause gewiesen wurde. Philipp erhielt ein Buch mit der Weisung, fortan auf dem Sofa liegen zu bleiben.

Die nächsten zehn Minuten verbrachte ich schmollend auf dem Holzstoss. Es war einfach ungerecht! Tante Margret hatte gesagt, ich sei an allem schuld, dabei war es doch ebenso sehr Philipps Schuld! Tatsächlich hatte ja ich die Kätzchen vorgeschlagen, aber Philipp hatte die Idee fabelhaft gefunden. Und überhaupt, warum sollten wir nicht zusammen spielen dürfen? Es war mir sehr zuwider, allein weggeschickt zu werden. Ich hasste Tante Margret! Wenn man die Sache richtig überdachte, so war ich ja gar nicht schuld: es waren doch die Kätzchen! Bei diesem Gedanken kam mir plötzlich das nasse gesprenkelte Tierchen wieder in den Sinn, das in die Tischdecke verwickelt auf dem Boden umhergerollt war. Ich fing an zu kichern, und damit besserte sich meine Laune.

Ich stand auf und ging zu den Maiglöckchen hinüber, die am Fusse der Mauer am Aufblühen waren. Tief atmete ich ihren Duft ein. Da war mir bereits wieder ganz wohl zumute. Es war trotz allem schön, an einem sonnigen Frühlingstag draussen zu sein, auch allein. Ich konnte ja in den Wald gehen und nach Terry Ausschau halten. Ich presste mich durch die Lücke in der Hecke und schlenderte die Strasse hinunter.

Der Frühling war weit vorangeschritten. Bald würde er dem frühen Sommer weichen müssen. Das Feld, auf dem die Lämmer grasten, war gelb von Butterblumen, und die meisten Lämmer sahen schon fast wie junge Schafe aus. Rings um mich konnte ich ihr hohes, dünnes Blöken hören und daneben die tiefer tönenden Antworten der Mutterschafe. Ich hielt an, um mir eine Kette aus Gänseblümchen zu machen, und fragte mich, was wohl aus dem zutraulichen mutterlosen Lamm geworden sei, das mir am ersten Ferientag das Gesicht geleckert hatte.

Ich ging nicht tief in den Wald hinein, denn der Sonnenschein am Waldrand war angenehm, und ich wollte Blumen pflücken. Das junge Farnkraut begann überall aus dem Boden zu schießen und die Hyazinthen zu verdecken. Wicken kletterten über die Gräben, und Orchideen und Waldmeister kamen in den Lichtungen zum Vorschein. Ich schlenderte planlos weiter und träumte von Philipp und Terry und Mutter, von Nestern und fernen Hügeln, von Hyazinthen und Indianerhütten – bis ich beinahe vergessen hatte, wo ich war, und zusammenfuhr, als ganz in meiner Nähe eine Männerstimme ertönte. Ich blickte mich rasch um und erkannte sogleich, dass der Ruf nicht mir galt, denn der Mann hatte mir den Rücken zugekehrt und spähte ins Dickicht. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick: es war der Hirte, der das verwaiste Lamm in die Arme genommen und in seinen Mantel gesteckt hatte.

Neugierig wie ich war, wollte ich natürlich gern wissen, was er hier tue, und ich bewegte mich so, dass er mich sehen musste. Sobald er mich erblickte, ging ein gutmütiges Lächeln über sein Gesicht.

«Da schau!» rief er aus, «das ist ja die Kleine, die letzthin mit dem Lämmlein gespielt hat. Und da taucht sie wieder auf, grad zur rechten Zeit! Einer der kleinen Schlingel ist fortgelaufen. Ich glaub, er ist irgendwo im Gebüsch da hängengeblieben, aber ich kann einfach nicht sehen, wo. Willst du mir etwa helfen, ihn zu suchen?»

Nur zu gern wollte ich das. Ich liebte diesen alten Mann mit seinem weissen Haar und rotbackigen Gesicht, und ich spürte, dass er mich ebenfalls gern hatte. Bald floss das Gespräch zwischen uns, als hätten wir uns unser Leben lang gekannt.

«Warum ist das Schäflein davongelaufen?» fragte ich, während wir das Gebüsch durchstöberten und Löcher und Gräben erforschten.

«Ja, siehst du», antwortete der Alte lächelnd, «ich denke, es ist grad wie wir übrigen auch. Es geht gern seinen eigenen Weg,

und auf dem eigenen Weg ist es in die Klemme geraten, das arme Kerlchen.»

«Sicher ist es ihm leid», sagte ich, «jetzt wo es im Gestrüpp gefangen ist, und es wünscht, es wäre auf seiner Wiese geblieben!»

«Ja», nickte der Alte gedankenvoll, «es braucht sehr viel Dornen und Gestrüpp, um diese Lämmer zu lehren, dass ihr eigener Weg nicht der beste ist. Wahrscheinlich schreit es sich jetzt schon fast das Herz aus dem Leib vor Sehnsucht nach mir. Wenn ich nur die Stelle finden kann...!»

«Wie froh wird es sein, uns zu sehen», sagte ich. «O wie gern möchte ich es finden! Es wird wohl furchtbar müde und hungrig sein. Haben Sie ihm etwas zu essen mitgebracht?»

Er griff in seine Tasche und zog eine Flasche hervor.

«Du wirst sehen, kaum werde ich das Lamm in den Armen halten, so wird es schon die Nase in meine Tasche stecken. Es weiss wohl, dass ich es nicht vergessen kann.»

Der Hirt lachte leise vor sich hin, und wir drangen tiefer in den Wald ein.

«Es hat sich weit verlaufen, nicht wahr?» bemerkte ich.

«Ja wirklich», antwortete der Alte, «aber ich werde es trotzdem finden. Es ist mir noch nie ein Schaf verirrt, ohne dass ich es gefunden und heimgebracht hätte. Immer höre ich sie irgendwo schreien, wenn ich sie auch zuweilen lange suchen muss.»

«Was war die längste Zeit, die Sie je suchen mussten?» fragte ich.

«Beinahe eine ganze Nacht», erwiderte er, «aber das war in einem Gewitter, so dass ich das Blöken vor lauter Wind und Donner kaum hören konnte. Das Schaf war in einem Brombeergestrüpp hängengeblieben, und ich fand es in der Morgendämmerung beim Licht der Laterne, halb tot vor Kälte und Hunger und Schreien.»

«Und was machten Sie dann?»

«Was ich machte? Nun, ich löste das Schaf aus den Dornen und beruhigte es, wickelte es in meinen Mantel und trug es

heim. Es war fast wahnsinnig vor Erregung, doch sobald es meine Arme um sich spürte, lag es so ruhig wie ein schlafendes Kind. Es wusste: nun ist alles gut.»

Ich war im Begriff, eine weitere Frage zu stellen, als der Hirte plötzlich die Hand hob und stehenblieb. Er lauschte angestrengt.

Ich hatte nichts gehört, aber sein geübtes Hirtenohr hatte den Laut sogleich vernommen, den schwachen Hilferuf eines müden Lammes.

«Da wird's sein», sagte er schlicht, «in jenem Gebüsch.» Und er ging in gerader Linie dem Ton nach.

Als wir das Lamm erblickten, war es mir ein Rätsel, wie das kleine Geschöpf in ein solch dichtes Gebüsch und verworrenes Dornengestrüpp hatte hineingeraten können. Ein noch grösseres Rätsel aber war mir, wie der Hirte es herausbringen wollte. Doch wir machten uns an die Arbeit und bogen die Zweige auseinander. Und während der Hirt sich abmühte, redete er mit dem Schäflein wie eine Mutter mit einem erschrockenen Kind.

Wohl konnte das Lamm die Worte nicht verstehen, aber die Stimme des Hirten erkannte es sofort. Im Nu wusste es, dass es gesucht, gefunden, geliebt war, und beim Klang dieser Stimme gab es sein kraftloses Ringen und ängstliches Schreien auf. Es liess ein einmaliges freudiges Blöken ertönen und lag dann still wartend da.

Es dauerte lange bis wir das Schaf erreichten. Ich sah zu, wie der Alte sich geduldig durch das Gestrüpp hindurcharbeitete und Dornzweig



... und das Lamm lag in seinem Arm geborgen

um Dornzweig auseinanderlöste. Als er schliesslich den kleinen Verlorenen in die Höhe hob, waren seine Hände schrecklich zerkratzt und ganz blutig; aber er schien es nicht zu achten. Er hielt das zitternde Schäflein an sich gedrückt und liess es mit seinem schwarzen Schnäuzchen in seiner Tasche herumschnüffeln.

«Bist du bereit, heimzukommen?» flüsterte er und hob das kleine, feuchte, verschmierte Gesicht spielerisch gegen sein eigenes.

«Bäääh!» erwiderte das Lamm und steckte die Nase wieder in des Hirten Tasche.

Still gingen wir heim. Meine Hand lag in der grossen, schwieligen des Hirten, und das Lamm lag in seinem Arm geborgen. Er schien tief in Gedanken versunken und sah sehr glücklich aus. Ich hätte gar zu gerne an seinen Gedanken teilgehabt, wagte aber nicht zu fragen. So ging ich denn stillschweigend neben ihm her.

Als wir die Wiese erreichten, war die Sonne am Sinken, und der Himmel hatte die Farbe von rosaroten Muscheln. Wir legten das Lamm zu seinen Gefährten; nach einem einzigen wohligen Blöken fiel es sogleich in einen tiefen Schlaf.

«Ich glaube, ich sollte jetzt nach Hause gehen», sagte ich langsam. «Ich danke Ihnen, dass Sie mich helfen liessen, und ich hoffe, wir werden uns bald wieder sehen.»

Aber der Alte zog mich neben sich auf die hölzerne Bank, die vor dem Schafstall angebracht war.

«Bevor du gehst, Kleine», sprach er, «möchte ich dir etwas vorlesen von einem andern Schaf, das sich ebenfalls verliebte.» Dabei zog er ein kleines, abgegriffenes Neues Testament aus der Tasche und schlug im Lukasevangelium das 15. Kapitel auf. Dann begann er in der langsamen, bedächtigen Art des Manes vom Lande zu lesen.

Ich hatte die Geschichte wahrscheinlich schon früher gehört, aber sie hatte mich nicht interessiert. Doch heute abend war es anders. Sie schien zu den sanft abfallenden Wiesen, den langen Abendschatten, dem rötlichen Himmel und der schlafenden

Herde zu gehören. Ich rückte näher an den Hirten heran und hörte von ganzem Herzen zu.

«Und wenn er's gefunden hat, so legt er's auf seine Achseln mit Freuden, und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Busse tut.»

Er klappte das Testament zu, und ich schaute zu ihm auf.

«Gute Nacht, Kleine», sagte er.

«Gute Nacht», antwortete ich, «und vielen Dank.» Und langsam wanderte ich durch die bunten Wiesen nach Hause.

## Ein genialer Einfall

Ich erzählte Philipp nichts vom Hirten – wenigstens nicht den Schluss meines Erlebnisses; denn ich fürchtete, er könnte lachen und die Sache komisch finden. Und das hätte ich nicht gemocht. Ausserdem hatte ich das Erlebte am nächsten Tag schon fast vergessen, weil ich einen meiner genialen Einfälle hatte. Und wenn ich einen solchen hatte, konnte ich an nichts anderes denken, bevor ich ihn ausgeführt hatte. Die Sache ging so zu:

Philipp humpelte an diesem Morgen im Garten herum, weil er noch nicht imstande war, bis zum Wald zu gehen. Wir hatten alle unsere gewohnten Spiele gespielt und lagen nun unter einem Apfelbaum und fragten uns, was wir sonst noch unternehmen könnten. Da uns nichts Rechtes einfallen wollte, lagen wir einfach da und schwatzten, und Philipp fing wieder einmal an, von seinem Album zu sprechen.

«Weisst du, es wird immer dicker», versicherte er mir. «Und es ist nur so angefüllt mit wichtigen Angaben über die Vögel. Alles, was ich jetzt noch brauche, ist ein Photoapparat, um Bilder zu knipsen – und den werde ich noch jahrelang nicht kriegen. Denk doch nur», fuhr er traumverloren fort, «was für ein wunderschönes Bild das Eulenjunge abgegeben hätte, als es uns auf der Hand sass, und die Meisen, die alle in einer Reihe auf dem Weissdornbusch hockten.»

«Macht nichts», tröstete ich ihn, «wir haben ja schon ein wenig mehr Geld als das letzte Mal, da wir es zählten. Es geht also vorwärts.»

«Aber sooo langsam», seufzte Philipp. «Bald werde ich beinahe erwachsen sein, und dann schickt man mich in ein Schulinternat, und dann habe ich keine Zeit mehr zum Photographie-

ren. Wenn mir Tante Margret nur erlauben wollte, in meiner Freizeit als Ausläufer etwas zu verdienen!»

Ich unterbrach diese Gedankengänge dadurch, dass ich mich plötzlich auf Philipp stürzte und ihm heftig auf den Rücken trommelte.

«Phil», rief ich, «Phil, ich habe eine ganz phantastische Idee!»

«Was denn?» fragte er zweifelnd. Meine guten Ideen waren ihm ein bisschen verdächtig; sie nahmen gar oft einen schlimmen Verlauf und endeten mit Strafe.

«Es ist diesmal wirklich eine gute Idee, Philipp», versicherte ich, «und Tante Margret könnte unmöglich dahinter kommen. Wir wollen Blumen suchen und sie verkaufen wie Terrys Mutter, so werden wir haufenweise Geld verdienen. Sag doch ja, Phil, sag ja!»

Philipp kam die Sache immer noch äusserst zweifelhaft vor.

«Terrys Mutter hätte das aber nicht gern», warf er ein. «Wenn die Leute unsere Blumen kaufen, nehmen sie die ihrigen nicht noch obendrein, und dann verdient sie weniger.»

«O, wir gehen nicht an die gleichen Orte», sagte ich. «Sie verkauft ihre Blumen auf der Strasse in der Stadt. Wir klopfen an die Hintertüren der Häuser, und – wir verkleiden uns, damit wir wie Zigeuner aussehen.»

Philipps Augen sprühten. Meine Idee hatte eingeschlagen. Ich hatte wohl gewusst, dass sie es früher oder später tun würde.

«Lass uns zu den grossen Häusern am Hügel oben gehen», sagte er, «die mit den grossen, eisernen Toren und den breiten Zufahrten. Wir ziehen unsere ältesten Kleider an, verschmieren uns das Gesicht ein wenig und tragen unsere dreckigsten Schuhe; dann sehen wir wie Zigeunerkinde aus. Du bindest dir die Haare in das rote Kopftuch. O, wir werden massenhaft Geld verdienen! Komm, wir ziehen bald los!»

Ich führte meine Pläne immer gern sofort aus und sprang darum augenblicklich auf. Da kam mir Philipps Fuss in den Sinn, und ich suchte meine Ungeduld zu meistern.

«Du wirst doch morgen gehen können, nicht wahr?» bettelte ich. «Zwar, wenn es nicht ginge, wäre ein bisschen Hinken auch ganz nützlich. Die Leute hätten dann Erbarmen mit dir. Wir könnten sagen: ‹Habt Mitleid mit dem armen, lahmen Bettler!› und einen Hut hinhalten, und du könntest ein grosses, weisses Taschentuch um dein Fussgelenk binden und dreinschauen, als ob es dir wehtäte, nur nicht allzusehr, sonst müsste ich lachen.»

Der blosser Gedanken brachte mich derart zum Lachen, dass ich vor lauter Wonne im Gras herumkugelte.

Am folgenden Tag ging es Philipps Fussgelenk viel besser. Wir machten uns früh aus dem Staub und steuerten mit einem grossen Marktkorb dem Walde zu. Wir beabsichtigten, den ganzen Vormittag Blumen zu pflücken und sie nachmittags zu verkaufen. Wir hatten keinen Begriff von den Preisen, was uns ziemlich beunruhigte, aber wir hofften zuversichtlich das Beste.

«Wo gehen wir hin?» fragte ich Philipp, als wir die Wiese erreichten.

«Zum Sumpf in der Mulde unten», erwiderte er. «Wir wollen eine Menge Schlüsselblumen pflücken. Es gibt auch noch späte Dotterblumen, und der Baldrian ist am Aufgehen. Vielleicht finde ich auch einige Orchideen, die wir zwischen die Schlüsselblumen stecken können. Die Farben passen gut zusammen.»

«Wir können auch ein paar Zweige von wilden Kirschblüten schneiden», ergänzte ich, «und ich will kleine Sträusse Sauerklee und Veilchen sammeln für winzige Vasen. Die können wir billig verkaufen an Leute, die keine grossen Sträusse wollen. O Phil, wie lustig wird das werden!»

Ich hüpfte den steilen Weg hinunter, der zur Sumpfwiese führte, und lief beinahe in einen tief herabhängenden Ast voller Kirschblüten hinein, der quer über den Weg hing. Ich hielt an, um einige Zweige abzurechen, und Philipp holte mich ein. Aber er half mir nicht, sondern stand einfach still und staunte in die reine, weisse Pracht.

«Ist das nicht wunderschön?» kam es langsam aus ihm heraus. «Dort oben sieht's aus wie hingewehter Schnee.»

«Ja», antwortete ich gleichgültig, «hilf mir pflücken, ich schaffe ja alles allein.»

«Ist es nicht schade, dass diese Pracht nicht anhält?» fuhr Philipp fort, ohne auf mich zu achten. «In ein paar Tagen wird alles abgefallen sein, und die Blütenblätter werden braun und hässlich am Boden liegen. Im Grunde bleibt doch nichts Schönes lang bestehen!»

«Nachher wird es wilde Kirschen geben», antwortete ich ungerührt. «Hör auf, da hinaufzuglotzen, Phil. Es ist dumm, über solche Dinge nachzugrübeln. Mach vorwärts und pflücke Blumen!»

Philipp bückte sich willig und begann, grosse dunkelblaue Veilchen zu sammeln. Aber sein Ausdruck blieb ernst. Ich ging ziemlich verdriesslich weiter, denn ich sah Philipp nicht gern in solch melancholischer Stimmung. Aber trotzdem ich sie zu vergessen suchte, tönnten mir seine letzten Worte in den Ohren fort: Im Grunde bleibt doch nichts Schönes lang bestehen.

Er hatte ganz recht. All die hässlichen Dinge wie Wutanfälle und Scherereien mit Tante Margret kehrten immer wieder, und man konnte sie nicht loswerden. Eine Zeitlang hörten sie vielleicht auf; aber man wusste, sie würden immer wieder da sein. Die schönen Dinge dagegen – wie Ferien und Blüten und Sonnenuntergänge und singende Vögel – diese vergingen oder starben und liessen einen traurig. Gewiss kamen andere schöne Dinge und nahmen ihren Platz ein. Aber sie trösteten einen nicht über jene hinweg, die vergangen waren.

«Aber auch gar nichts», sagte ich laut zu Philipp, der mich eingeholt hatte.

«Was gar nichts?» fragte mein Bruder. Er hatte einen Eichelhäher erblickt und darob alles übrige vergessen.

«Schönes», erklärte ich ziemlich undeutlich.

«Ach so», sagte Philipp, «aber das macht doch nichts; es kommt ja immer wieder etwas Neues. Eichelhäher bauen ihre Nester gewöhnlich tief, halte drum deine Augen offen.»



*Den ganzen Morgen verbrachten wir mit emsigem Pflücken*

Da er mir noch nichts vom Eichelhäher gesagt hatte, konnte ich nicht einsehen, was der damit zu tun haben sollte. Doch ich war an meines Bruders einspurigen Sinn gewohnt und sagte nichts mehr. Wir hatten den Sumpf ohnehin beinahe erreicht und wandten deshalb unsere Aufmerksamkeit den Blumen zu.

Den ganzen Morgen verbrachten wir mit emsigem Pflücken, und der Marktkorb füllte sich. Da lagen Sträusschen von goldenen Schlüsselblumen mit leuchtendroten Orchideen und weissem Waldmeister vermischt. Das strahlende Gelb der Butterblumen dämpften wir mit Bärenklau und steckten Baldrian und feine Gräser zwischen die Dotterblumen. Die Kirschblüten liessen wir allein; denn wir fühlten, dass ihr vollkommenes Weiss unvermischt am schönsten wirkte. Ich trug sie gesondert nach Hause, während Philipp den Korb schleppte. Wir versteckten unsere Schätze im Obstgarten und gingen zum Mittagessen, innerlich vor Aufregung zappelnd, doch äusserlich ganz gelassen.

Philipp verschlang sein Mittagessen mit ungeheurer Geschwindigkeit, so dass Tante Margret ihn mehrmals scharf anblickte. Unsere Eile, wegzukommen, kam ihr verdächtig vor.

«Philipp», sagte sie ziemlich streng, «ich glaube, du solltest deinen Fuss heute nachmittag ruhen lassen. Du bist am Vormittag genug herumgelaufen.»

Philipp schaute mit gekränkten blauen Augen zu ihr auf.

«Aber Tante», beruhigte er sie mit der höflichsten Stimme, deren er fähig war, «ich habe fast den ganzen Morgen stillgestanden; ich bin bloss zum Sumpf gegangen, wo ich geblieben bin und ein paar Blumen gepflückt habe. Ich finde ausserdem», fügte er ernsthaft hinzu, «dass Übung dem Fuss gut tut; er wird dadurch weniger steif. Offen gestanden hatte ich mir vorgenommen, ihn heute nachmittag soviel als möglich zu bewegen.»

Und Philipp setzte sich durch, wie er es bei meiner Tante immer tat.

«Nun gut», lenkte sie ein, «aber übermüde den Fuss nicht, und bleib mir von jenem Sumpf weg. Es ist eine wahre Schande, wie die Schuhe deiner Schwester aussehen.»

Philipp schaute meine Schuhe an und seufzte. Er hatte natürlich daran gedacht, die seinen zu wechseln, bevor sie Tante Margret unter die Augen kamen. Ich natürlich hatte es nicht getan. Wie angenehm wäre das Leben, dachte ich mit einiger Bitterkeit, wenn ich mit Philipps Charakter zur Welt gekommen wäre!

Tante Margret begab sich nach dem Mittagessen in die Küche, um abzuwaschen. Sie bat mich nicht, ihr zu helfen, und selbstverständlich bot ich ihr meine Hilfe nicht an. Ich hatte immer eine Menge Ausreden und Entschuldigungen, wenn man meine Mithilfe wünschte, und heute war meine Tante ziemlich müde. Deshalb liess sie mich laufen.

Sobald die Tür ins Schloss gefallen war, schoss ich die Treppe hinauf. Ich fuhr mir kreuz und quer durch die Haare, bis sie mir wirr über die Schultern herabhingen. Dann band ich mir das indische Taschentuch, das Mutter mir gesandt hatte, um den Kopf und zog eine schmutzige Schürze an. Meine erdigen Schuhe brauchten kein Aufbessern. Ich sah aus wie eine richtige kleine Landstreicherin. Philipp in seiner Vogelnestsucher-Jacke und hohen Stiefeln war ein passender Gefährte für mich.

«Lass nur Tante Margret uns nicht sehen!» flüsterte er warnend, als wir zur Tür hinausschlüpfen. «Sie würde vor Schreck umfallen! Wir machen uns lieber durch die Hecke davon.»

Wir erklommen ziemlich mühsam die Anhöhe, auf der die grossen Herrschaftshäuser standen, denn der Tag war heiss und der Korb schwer. Auch tat Philipps Fussgelenk ordentlich weh, was er aber durchaus nicht zugeben wollte. Was uns hingegen bedrückte, war der Umstand, dass unsere Blumen die Köpfe so traurig hängen liessen. Natürlich hätten wir sie eine Nacht ins Wasser stellen sollen, aber wir waren zu ungeduldig gewesen, um bis zum nächsten Tag zu warten. Als wir dann tatsächlich vor dem ersten eisernen Doppeltor standen, hatten wir es trotz unserer Ungeduld nicht eilig, einzutreten.

«Was willst du sagen?» fragte Philipp ziemlich nervös.

«Ich?» antwortete ich entrüstet. «Ich werde überhaupt nichts sagen! Du hast zu reden; du kannst doch so was immer viel besser als ich.»

«Schon gut», sagte Philipp beschwichtigend, «vielleicht brauchen wir gar nichts zu sagen. Vielleicht kommt die Person, die hier wohnt, zur Tür und ruft aus: <Was für schöne Blumen, ich

nehme gleich zwei Sträusse!» Dann lächeln wir einfach und reichen sie ihr, und sie gibt uns das Geld, und wir gehen weg.»

Diese erfreuliche Aussicht machte uns um vieles munterer, und wir gingen rascher voran bis zur Stelle, wo der Weg sich teilte. Der Weg zur Linken führte vorn herum zwischen prächtigen Rasenflächen, Blumenbeeten und Zedern durch; der Weg zur Rechten führte hinters Haus.

«Gehen wir vorne oder hinten hinein?» fragte ich.

«Ich glaube, hinten», sagte Philipp. «Wir dürfen nicht vergessen, dass wir Zigeuner sind.»

Als wir die Klingel an der Hintertür zogen, fuhren wir beide zusammen. Wir hatten kaum Zeit, uns zu fassen, da wurde die Tür schon aufgerissen und ein Dienstmädchen erschien. Es war ein sehr vornehmes Dienstmädchen mit gefärbten Dauerwellen, und es war in einen starken Duft von Parfum eingehüllt.

«Was wollt ihr?» fragte sie kurz.

Es geschah alles so plötzlich, dass wir beide ganz überrumpelt waren und einander bloss ansehen konnten. Einen Augenblick herrschte Stillschweigen. Dann packte mich ein heftiges Verlangen, laut herauszulachen. Ich konnte nicht sprechen. Mit bebenden Schultern wandte ich mich von Philipp ab, doch nicht, ohne vorher bemerkt zu haben, dass es ihm nicht besser ging als mir. Er riss sein Taschentuch hervor und tat, als ob er niessen müsse. Aber das Ergebnis war eine Art Kreuzung zwischen Grunzen und Brüllen, was die ärgste Wirkung auf mich hatte. Die Tränen rannen mir über die Wangen herunter, und ich drehte dem Dienstmädchen vollends den Rücken zu.

«Was wollt ihr?» fragte sie nochmals. Diesmal tönte es regelrecht zornig, so dass Philipp sich zusammenriss und mit schwankender Stimme Auskunft gab.

«Möchten Sie einige Blumen kaufen?» hauchte er.

«Du liebe Zeit, nein!» rief das Mädchen aus. «Wozu in aller Welt sollten wir Blumen kaufen? Habt ihr die Anlagen nicht gesehen? Die Dame hat mehr Blumen, als sie brauchen kann. Ausserdem sind eure Blumen ja ganz verwelkt.

«O, im Wasser werden sie sich rasch erholen», begann ich; aber sie hatte uns bereits die Tür vor der Nase zugeschlagen, und wir blieben kichernd auf der Treppe stehen.

Ich wischte mir die Augen mit einem Schürzenzipfel, weil ich mein Taschentuch vergessen hatte, und wir traten den Rückzug an. Beete voller Maiglöckchen und Goldlack, die wir vor lauter Aufregung auf dem Hinweg nicht beachtet hatten, säumten den Weg zu beiden Seiten. Wir aber brachen immer wieder in lautes Gelächter aus. Wir waren zu belustigt, um enttäuscht zu sein. Das Mädchen war trotz allem ein köstlicher Anblick gewesen mit seinen feuerroten Lippen und der merkwürdigen Frisur. Beim nächsten Hause würden wir bestimmt mehr Glück haben.

Da standen wir auch schon davor. Es sah bedeutend weniger grossartig aus. Der Garten war kleiner, und man konnte die Haustür von der Strasse her sehen. Wir blieben einen Augenblick stehen, um die Aufschrift am Gartentor zu lesen. Da stand in grossen, dicken Buchstaben:

**Betteln und Kolportieren verboten!**

«Was ist das: Kolportieren?» fragte ich.

«Ich weiss nicht recht», antwortete Philipp. «Vielleicht sind Händler gemeint, die Kohl verkaufen wollen. Auf alle Fälle geht es uns nichts an, drum komm nur.»

Wie Leute, die wissen, was sie wollen, schritten wir den Weg hinauf, den Korb zwischen uns.

«Was auch geschieht, diesmal dürfen wir nicht lachen», befahl Philipp. «Wir wollen einander überhaupt nicht ansehen, sondern beide einfach drauflos reden, dann wird es schon gut kommen. Und wir wollen an die vordere Tür gehen, weil die Herren und Damen vielleicht netter sind als die Dienstmädchen.»

Wir erklommen eine steinerne Treppe, und ich zog den Glockenstrang energischer, als ich im Grunde wollte. Es tönte so laut, dass Philipp sich die Ohren zuhielt und ganz bleich

wurde; es schien furchtbar, an einem so ruhigen Nachmittag solch einen Lärm zu machen. Wir warfen uns gegenseitig einen verzweifelten Blick zu, und in diesem Augenblick ging die Tür auf. Eine ältere Dame mit einem Zwicker und einem steifen Rücken stand auf der Schwelle und sah auf uns herab, als ob sie uns nicht besonders gern hätte.

Wir waren so fest entschlossen, diesmal keine ungeschickten Pausen aufkommen zu lassen, dass wir beide gleichzeitig zu sprechen begannen, und zwar recht laut und rasch:

«Wir haben Blumen gepflückt», verkündete Philipp.

«Und wir haben gedacht, Sie würden gern einige kaufen!» behauptete ich.



«Wir haben sie nämlich erst heute morgen gepflückt» . . .

«Sie kosten nur wenig», sagte Philipp.

«Sie können uns geben, soviel Sie wollen», fügte ich hinzu.

«Sie sehen ein bisschen welk aus», bedauerte Philipp.

«Aber sie werden sich sehr schön erholen, wenn Sie sie ins Wasser stellen», ergänzte ich.

«Weil sie eigentlich ganz frisch sind», stellte Philipp fest.

«Wir haben sie nämlich erst heute morgen gepflückt», erklärte ich.

Während dieses erstaunlichen Redeschwalls blieb der Blick der alten Dame mit entrüsteter Verwunderung auf uns

haften. Sie schenkte dem verwelkten Strauss, den ich ihr fieberhaft in die Hand zu schieben suchte, keine Beachtung und fragte nur in eisigem Ton:

«Hört einmal, Kinder, habt ihr die Aufschrift am Gartentor nicht gelesen?»

«Doch», gab Philipp etwas verwirrt zu, «aber ich bin kein Kohlverkäufer.»

«Und ich bin ganz sicher kein Bettler», fügte ich ziemlich schnippisch hinzu.

«Kinder», fuhr die alte Dame mit schrecklicher Stimme fort, «wenn ihr zu klein seid, um eure Muttersprache zu verstehen, so seid ihr ganz bestimmt auch zu klein für eine solche Beschäftigung. Geht heim zu eurer Mutter!»

Und zum zweiten Mal am selben Tag wurde uns die Tür vor der Nase zugeschlagen. Wir blieben verduzt auf der Treppe stehen. Philipp war entmutigt und schlug vor, nach Hause zu gehen; doch ich hatte mehr Ausdauer und drängte ihn weiter.

«Lass es uns nochmals versuchen!» flehte ich. «Sie können doch nicht alle so gärgig sein. Schau, am nächsten Tor steht nichts von Kolportieren, dort können wir ruhig hinein.»

«Am ersten stand auch nichts», murmelte Philipp, aber er folgte mir die Allee hinauf.

An einer Seite war ein wunderschöner Felsengarten angelegt. Ich ging einige Schritte voraus; da fiel mir auf einmal eine Gruppe leuchtender Enzianen auf, die sich aus einer Spalte hervordrängten. Nie zuvor hatte ich solch ein himmlisches Blau gesehen! Im nächsten Augenblick kauerte ich mitten auf dem Wege, um die Enzianen eingehender zu betrachten. Gleichzeitig sah Philipp, der hinter mir herstapfte, wie eine Lerche sich himmelwärts schwang und regungslos in der Luft schwebte. Er warf den Kopf in den Nacken, schritt weiter und vergass alles um sich her, und natürlich stolperte er kopfvoran über mich. Er klammerte sich an mich, so dass ich umfiel und meine Beine wild in der Luft herumzappelten. Der Korb fiel um, und die Blumen flogen in alle Richtungen. Dazu schrien wir beide gellend auf.

In diesem Augenblick bog ein Herr um die Ecke und stolperte beinahe über uns.

«Was in aller Welt...?» fing er an. Doch da hatten wir uns auseinandergelöst und richteten uns auf.

«Tut mir leid», sagte Philipp und rieb sich dabei seine Nase. «Du bist über mich gefallen!» entrüstete ich mich.

«Du hättest halt nicht so niederkauern sollen», wehrte sich Philipp.

«Und du hättest die Nase nicht in die Luft strecken sollen», stritt ich.

«Ach, weisst du, ich beobachtete doch eine Lerche», erklärte mein Bruder in seiner friedfertigen Art, «und – o horch! – jetzt kann ich sie hören!»

Er sass mitten auf dem Wege und lauschte mit verklärtem Gesicht, die Hände fest ineinander verschlungen. Er hatte die Gegenwart des grossgewachsenen Fremden völlig vergessen, der ihn mit äusserstem Erstaunen betrachtete.

«Interessieren dich die Vögel?» fragte der Herr plötzlich.

«Sie interessieren mich kolossal», antwortete Philipp, der aus seinem Traum erwachte und ernste blaue Augen auf den Fragesteller richtete. «Sie auch?»

«Sehr», antwortete der Herr trocken. «In meinem Garten nisten alle möglichen Vögel. Ich werde euch einige zeigen, es sei denn, dass du mit deiner Schwester den ganzen Nachmittag mitten auf dem Wege sitzen bleiben willst.»

Philipp sprang auf die Füsse und ging mit dem Herrn davon. Ich las die Blumen auf und folgte ihnen. Sie waren bereits in ein Gespräch über Goldhähnchen vertieft.

Wir verbrachten eine sehr vergnügte halbe Stunde. Philipp war im siebten Himmel. Dann, als wir durch den ganzen Garten geschweift waren, nahm uns der Herr auf die Veranda und schenkte jedem von uns ein Glas Limonade ein. Während wir tranken, fragte er plötzlich: «Nun sagt mir aber, warum seid ihr hierhergekommen?»

Philipp hatte unsere eigentliche Aufgabe vollständig vergessen und schaute einen Augenblick ganz verblüfft drein. Ich antwortete deshalb an seiner Stelle und hielt den Korb hin.

«Wir sind gekommen, um Blumen zu verkaufen, aber wir sind umgefallen. Möchten Sie gern etwas kaufen?»

Er suchte sich drei Büschel welker Schlüsselblumen aus.

«Verdient ihr euer Leben auf diese Weise?» erkundigte er sich mit ernster Miene.

«O nein», erwiderte ich, «eigentlich nicht. Wir möchten aber für einen ganz bestimmten Zweck Geld verdienen. Deshalb haben wir gedacht, wir könnten vielleicht Blumen verkaufen, aber niemand scheint sie zu wollen.»

«Dummes Zeug», sagte der Herr, «Schlüsselblumen sind meine Lieblingsblumen. Ein Duft wie dieser ist doch unbezahlbar.» Und damit drückte er mir ein Fünffrankenstück in die Hand.

Philipp wurde feuerrot. Er legte dem Herrn die Hand auf den Arm und sagte betuernd:

«Wir möchten sie Ihnen gerne geben, Sie haben uns einen so herrlichen Nachmittag geschenkt, und... und... und wir fühlen uns Ihnen sehr zu Dank verpflichtet.»

Die letzten Worte kamen ganz überstürzt heraus, als ob Philipp eine Rede abzulesen hätte. Ich bemerkte ein belustigtes Aufleuchten in den Augen unseres Gastgebers, aber er sagte ernsthaft:

«Es ist nicht der Rede wert. Es war mir eine Freude, euch kennenzulernen, und ich wünsche, dass deine Schwester das Geldstück behält. Du hast für ein Kind deines Alters aussergewöhnliche Vogelkenntnisse, und es wird mich freuen, wenn ihr gelegentlich wiederkommt.»

Ich schob das Geldstück schleunigst in die Tasche, denn ich war in der grössten Angst, der Herr könnte Philipp beim Wort nehmen. Aber er tat es nicht. Er geleitete uns ans Tor, und wir reichten ihm die Hand und bedankten uns. Dann schritt er die Allee hinauf, und wir standen wieder einmal auf der Strasse.

«Komm, wir gehen nach Hause!» sagte Philipp.

«Mir kann's recht sein», willigte ich ein. «Fünf Franken sind nicht schlecht für den ersten Tag, und morgen versuchen wir es wieder.»

Doch Philipp gab keine Antwort. In einem glücklichen Traum befangen bewegte er sich die Strasse hinunter. Er war im Paradies gewesen.

## Eine verhängnisvolle Einladung

Eine ganze Woche lang gingen wir fast jeden Nachmittag Blumen verkaufen, und unser Besitz vermehrte sich zusehends. Wir trafen keinen ganz so netten Menschen mehr wie den Vogelmann, aber eine Reihe von Leuten schienen doch an unseren Blumen Gefallen zu finden und kauften welche. Unsere Sträusse sahen jetzt auch besser aus, weil wir sie über Nacht ins Wasser stellten, anstatt sie gleich zu verkaufen. Ja, der Korb mit den frischen Wald- und Wiesenblumen durfte sich sehen lassen.

Wir zogen Terry ins Vertrauen, und er hatte gar nichts einzuwenden. Im Gegenteil, er half uns sogar recht viel, denn er hatte die Gabe, die richtigen Formen und Farben aufs vollkommenste zusammenzustellen. Damit Tante Margret die Blumen nicht sehe, verwahrten wir sie in einem Kessel bei der Öffnung in der Hecke. Manchmal kam Terry abends spät und fügte einige seiner «Funde» zu den unsern hinzu. Wir hatten ihm als ein Zeichen der Freundschaft die Lücke gezeigt, und er kroch ein und aus wie ein Wiesel und liess manchmal Botschaften für uns zurück, die er in die Apfelzweige steckte. Seine Rechtschreibung war zweifelhaft, aber das störte uns nicht im geringsten. Ausserdem hatten wir eine Geheimsprache erfunden für den Fall, dass Onkel Peter je einen Zettel entdecken sollte, wenn er nach den Hühnern sah. Vor Tante Margret fühlten wir uns ganz sicher; sie ging nie in den Obstgarten.

Des öftern fanden wir am Morgen ein Streifchen Papier, auf dem folgendes zu lesen stand: «Komt zu V – nemt 00000 mit.» Das bedeutete, dass Terry uns bei der Indianerhütte erwartete – mit reichlichem Proviant, und wenn Terry befahl, gehorchten wir. Tante Margret hatte den aussichtslosen Kampf, mich zur Hausarbeit heranzuziehen, beinahe aufgegeben, und ich entwickelte eine grosse Begabung, mich meinen Pflichten zu ent-

ziehen. Wenn ich je ob ihrem müden und ziemlich traurigen Gesicht Gewissensbisse verspürte, dann gelang es mir, sie zu unterdrücken, sobald ich durch das Loch in der Hecke geschlüpft und wieder im Freien war.

Gegen Ende der Woche, als wir beim Mittagmahl sassen, bemerkte meine Tante:

«Philipp und Ruth, ich gehe heute nachmittag aus und werde kaum vor 6 Uhr zurück sein. Ihr könnt euer Vesperbrot mitnehmen und erst zum Abendessen heimkehren, wenn ihr wollt.»

Ob wir es wollten! Vor Freude tauschten wir unter dem Tisch Fusstritte aus.

«Zu wem gehst du, Tante?» erkundigte sich Philipp, der stets höflich Anteil an anderer Leute Angelegenheiten nahm.

«Zu einer alten Freundin von mir, die erst vor kurzem hierher gezogen ist», antwortete Tante Margret. «Später möchte ich euch der Dame vorstellen. Sie hat Kinder sehr gern und hat oft nach euch gefragt. Sie hat auch eure Mutter gekannt.»

«Wird sie uns ebenfalls einladen?» forschte ich mit grossem Interesse. Ich liess mich gern einladen; es gab immer so gute Sachen zum Essen.

«Wenn sie es täte, müsstest du dich allerdings besser aufführen, als du es gewöhnlich tust», gab meine Tante trocken zurück. Ich runzelte die Stirn und rutschte vor Ärger auf dem Stuhl herum. Warum musste sie auch alle netten, guten Dinge, wie zum Beispiel Einladungen, mit solch dummen Bemerkungen verderben? Selbstverständlich führte ich mich bei Fremden immer gut auf! Ich war viel zu schüchtern, um es nicht zu tun, und es machte mir Spass, unter Erwachsenen zu sein, die unsere guten Manieren lobten – eine angenehme Abwechslung, für mich wenigstens.

Nach dem Essen bugsierte mich meine Tante in die Küche, um das Geschirr abzutrocknen, was ich mit Blitzesschnelle tat. Kaum war ich fertig, so verschwand ich von der Bildfläche. Tante Margret rief mir nach, ich solle das Geschirrtuch ordent-

lich aufhängen, aber ich tat, als höre ich nichts, und stürmte zur Haustür hinaus. Ich wusste, dass sie mich unmöglich einfangen konnte, denn ich war flink wie ein Wiesel, und ich hoffte, sie würde bis zum Abend mein schlechtes Betragen vergessen haben. Die Einladung würde es ihr wohl aus dem Gedächtnis vertreiben.

Philipp wartete bei der Lücke auf mich. Er hielt den Korb in der Hand und sah etwas ängstlich aus.

«Komm rasch», sagte er. «Wir müssen möglichst weit weg sein, bevor Tante Margret aufbricht. Wir könnten ihr sonst begegnen. Wir haben ja ganz vergessen, sie zu fragen, wohin sie geht.»

«Ach, ich glaube, sie geht gegen die Stadt hinunter», erwiderte ich sorglos. «Ich habe gehört, wie sie Onkel Peter etwas davon gesagt hat, über jemand, den sie drunten an der Buchenstrasse besuchen wolle.»

«Vielleicht hat sie jemand anders gemeint», warf Philippe ein.

«Nein, nein», antwortete ich zuversichtlich. «Es ist bestimmt die gleiche Person. Sie geht nicht oft aus, um Besuche zu machen. Sie ist zu beschäftigt.»

Philipp kaute gedankenverloren an einem Grashalm.

«Sie hat immer viel Arbeit, nicht wahr?» meinte er schliesslich. «Manchmal denke ich, wir sollten ihr ein wenig mehr helfen, als wir es t.u.n. Es ist doch im Grunde recht nett von ihr, uns bei sich zu haben, wir sind ja nicht ihre Kinder.»

«Ach, ich weiss nicht», unterbrach ich ihn schnell, denn diese Art Gespräch behagte mir durchaus nicht. «Ich helfe ihr manchmal mit Abtrocknen und Abstauben, und du machst Holz klein für Onkel Peter, und im Sommer pflücken wir Früchte, enthülsen Erbsen und dergleichen. Überhaupt sind wir nicht Erwachsene, und Kinder sollten in den Ferien nicht arbeiten müssen. Wir haben während des Schuljahres ganz genug zu tun.»

Aber der Ausdruck auf Philipps Gesicht zeigte mir, dass er nur halb befriedigt war. Deshalb wechselte ich das Thema so rasch als möglich.

Wir folgten heute einer Landstrasse, die hinunter führte zu einer Gruppe von recht hübschen, einstöckigen Häuschen, in denen meist ältere Damen wohnten. Die Weissdornhecken standen in Blüte, und die Zweige waren unter der Last der Blütenpracht gebeugt. Darunter wuchsen Butterblumen, Wikken, Taubnesseln, Ehrenpreis und Bärenklau in duftendem Durcheinander; jedes einzelne Pflänzchen streckte sich der Sonne entgegen. Der Frühling stand nun auf dem Höhepunkt seiner Pracht. Die Vögel schmetterten ihre Lieder, als wollten ihre kleinen Kehlen bersten. Es war einer jener friedvollen Tage, an dem niemand erwartet, dass irgend etwas Unangenehmes geschehen könnte. So hatten wir nicht die leiseste Ahnung von der Wendung, die dieser Nachmittag nehmen sollte, und waren völlig unvorbereitet darauf.

Die alten Damen waren alle aussergewöhnlich nett. Bei den ersten vier Häusern kaufte uns jedermann etwas ab, so dass mehrere kleine Silbermünzen in unseren Beutel kamen. Die meisten älteren Damen verliebten sich nämlich auf den ersten Blick in Philipp und taten alles, was er wünschte. Vermutlich waren seine blauen Augen und seine höfliche, ernsthafte Rede-weise daran schuld. Eine der Damen tätschelte ihn auf die Wange und nannte ihn «kleiner Mann», was er gar nicht mochte; und eine gab jedem von uns ein Stück Schokolade, was wir sehr gerne mochten. Sie war eine rosige alte Dame, und sie behauptete, Philipp erinnere sie an ihren Enkel. Er antwortete mit seiner süssesten Stimme, sie erinnere ihn an seine Grossmutter, was sie mächtig freute und sie dazu bewog, ins Haus zu laufen und die Schokolade zu holen.

«Philipp», sagte ich streng, als wir ausserhalb des Gartentores standen, «du hast Grossmama seit Jahren nicht gesehen, und ich glaube nicht, dass du dich überhaupt noch an sie erinnern kannst.»

«O doch», antwortete er quietschvergnügt und schleckte an seiner Schokolade. «Sie hatte weisse Haare und roch nach Mottenkugeln.»

«Aber diese hatte graue Haare und roch nach Heringen», widersprach ich. «Wenigstens das Haus roch – sie war daran, sich zum Tee Heringe zu braten.»

«Ach, du liebe Zeit», sagte mein Bruder beschwichtigend, «das macht doch nichts. Sie konnte mich gut an Grossmama erinnern aus dem einfachen Grunde, weil sie eine alte Dame ist – die gleichen sich doch alle! Komm, wir wollen essen!»

Wir folgten einem kleinen Fussweg und setzten uns auf einen Zaun. Zu unseren Füßen breitete sich eine Wiese voll leuchtender Butterblumen aus, wo schläfrige braune Kühe wiederkäuten und faul mit den Schwänzen wippten. Wir kauten unsere Marmeladebrote ebenso friedlich wie die Kühe ihr Gras und beinahe ebenso schweigsam, denn Philipp war im Grunde kein gesprächiger Junge. Er hatte stets über vieles nachzudenken, wie er mir manchmal erklärte, wenn ich mehr, als ihm lieb war, drauflos schwatzte.

Nach beendeter Mahlzeit legten wir uns ins Gras und tranken an einer Röhre, aus der Wasser in den Strassengraben floss. Es war kein sonderlich gutes Wasser; mir schien es einen deutlichen Kuhgeschmack zu haben. Philipp trank ausgiebig und sagte dann, er hoffe nur, es seien nicht die Abwässer.

Es war erst vier Uhr, und wir beschlossen, nochmals zur Strasse hinunterzugehen und unser Glück bei einigen weiteren Häusern zu versuchen. Wir wollten heute unser möglichstes tun und morgen zu Terry und den Wäldern zurückkehren, denn wir hatten allmählich ein wenig genug vom Blumenverkaufen. Immerhin, es war ermutigend, solch gute Geschäfte zu machen. Als wir deshalb die Strasse erreichten, näherten wir uns dem ersten Hause recht erwartungsvoll. Es war ein sehr hübsches Haus aus grauem Stein, lang und niedrig, mit bunten Blumenbeeten, die sich an die Hausmauern anschmiegten. Es stand auf einer kleinen Anhöhe, und auf der einen Seite dehnte sich eine Wiese mit rot- und weissblühenden Apfelbäumen aus. Wir trippelten den Fussweg hinauf, der Vordertür zu. Unterwegs kamen wir an einem offenen Fenster vorüber und hörten den

Klang von Porzellan und Frauenstimmen. Es schien hier eine kleine Damengesellschaft beim Kaffeetrinken zu sein, und «kaffeetrinkende Damen sind meist recht guter Laune», wie Philipp wise bemerkte.

Wir klingelten, und die Wohnzimmertür wurde sofort geöffnet. Eine junge Dame trat heraus und betrachtete uns erst einen Augenblick, bevor sie fragte, was wir wünschten. Als wir ihr unseren Korb hinstreckten und sie baten, einige Blumen zu kaufen, erschienen zwei lustige Grübchen auf ihren Wangen. Es war mir aufgefallen, dass manche Leute belustigt schienen, wenn wir sagten, wir seien Blumenverkäufer, aber ich hatte nie recht begreifen können, warum.

«Einen Augenblick», sagte sie anstelle einer Antwort, «ich will meine Mutter fragen, und dann müsst ihr hereinkommen und uns zeigen, was ihr gepfückt habt.»

Sie verschwand wieder im Wohnzimmer, und wir hörten ihr fröhliches Lachen, als sie ihrer Mutter von uns erzählte.

«Ein gar malerisches Pärchen, das sich als Blumenverkäufer ausgibt», hörten wir sie sagen. «Der Junge hat ein Gesicht wie ein Engel, und das Mädchen sieht aus wie eine kleine wilde Zigeunerin; du musst sie selber sehen, Mutter, ich führe sie gleich herein.» Sie erschien zum zweitenmal im Türrahmen und streckte uns einladend die Hand entgegen.

«Kommt herein und zeigt meiner Mutter und Tante euren Korb; ich bin überzeugt, sie kaufen euch gern einige Schlüsselblumen ab. Ihr sollt auch ein Stück Kuchen haben; wir sind gerade am Kaffeetrinken.»

Wir folgten ihr nichtsahnend, und dann blieben wir wie angewurzelt auf der Schwelle stehen, vor Entsetzen gelähmt.



*... aus dessen Tiefe die ganz unverkennbare Stimme meiner Tante ertönte*

Um einen kleinen Tisch am Fenster standen vier Sessel, so dass die Damen uns den Rücken zuehrten. Auf dem ersten Stuhl sass eine schlanke, ältere Dame, die jedenfalls die Mutter war, denn sie schenkte ein; neben ihr sass die Tante, und weiter stand da der leere Stuhl, der dem Fräulein gehörte.

Und daneben stand ein Lehnstuhl mit hohem Rücken und breiten Armpolstern, aus dessen Tiefe die ganz unverkennbare Stimme meiner Tante ertönte.

«Das kleine Mädchen ist sehr widerspenstig», liess sich die Stimme in vertraulichem Ton hören; «ich werde nur zu glücklich sein, wenn seine Mutter kommt und es mir abnimmt.»

«Lauf!» flüsterte ich Philipp ins Ohr, «o Phil, lauf rasch!»

Aber Philipp in seiner gewohnten langsamen Art hatte noch nicht begriffen, was geschehen war. Er stand da und blinzelte, als hätte er einen verwirrenden Traum. Ich wusste, dass es einige Minuten dauern würde, bis er sich entschloss davonzulaufen, und dann würde es zu spät sein; deshalb suchte ich fieberhaft nach einem andern Ausweg.

Es bestand eine einzige, magere Hoffnung: Wenn wir ins Zimmer traten und uns hinter dem Stuhl meiner Tante aufstellten, würde es ihr ohne ausserordentliche Verrenkungen ganz unmöglich sein, uns zu sehen, denn der Lehnstuhl war sehr breit. Wenn wir genötigt waren zu sprechen, würde sie uns allerdings erkennen. Immerhin, es war unsere einzige Chance. Als deshalb das Fräulein uns aufforderte, hereinzukommen, und sich sichtlich wunderte, warum wir zögerten, ergriff ich Philipp bei der Hand und führte ihn geradewegs zum einzigen sicheren Punkt im Zimmer.

Die alte Frau Scherrer und ihre Schwester lächelten uns zu und versuchten es uns gemütlich zu machen. Frau Scherrer streckte die Hand nach einem Sträusschen Schlüsselblumen aus; ich machte zwei Schritte in ihrer Richtung, lehnte mich vornüber, warf es ihr zu und huschte in mein Versteck zurück wie ein aufgescheuchter Hase in seinen Bau. Das Mädchen betrachtete uns verwundert, denn an der Türe hatten wir gar nicht

schüchtern ausgesehen, und jetzt führten wir uns so seltsam auf. Philipp stand da wie eine Marmorsäule, mit offenem Munde, als sähe er ein Gespenst.

«Was für schöne, grosse Blumen!» lobte Frau Scherrer und musterte die Sträusschen. «Wir sollten auch auf die Suche nach solchen gehen. In welcher Gegend habt ihr diese Schlüsselblumen gepflückt, Kinder?»

Totenstille. Keines von uns wagte zu sprechen. Ich hörte ein Rascheln im Lehnstuhl, als ob meine Tante sich umdrehen und diese merkwürdigen stummen Gestalten hinter ihrem Rücken in Augenschein nehmen wolle. Wenn ihr Kopf plötzlich über der Stuhllehne erschiene, müsste ich laut ausschreien, das wusste ich. Deshalb antwortete ich in heiserem Flüstertone:

«In der Mulde am Bach.»

«Am Bach», wiederholte Frau Scherrer, «ja, das hätte ich wissen können, dass diese in der Nähe des Wassers wachsen. Freilich will ich ein Sträusschen kaufen. Hole mir meinen Geldbeutel, Isabel, und gib den Kindern ein Stück Kuchen, bevor sie weitergehen.»

Das Mädchen hielt uns einen Teller hin, doch um ihn zu erreichen, hätten wir ins Blickfeld unserer Tante treten müssen. Wir schüttelten verzweifelt den Kopf und warfen ihr flehentliche Blicke zu, aber sie dachte wohl, wir wollten nur höflich sein.

«Kommt doch», sagte sie lachend, «es ist sehr gutes Gebäck!»

Hoffnungslos machte ich zwei Schritte nach vorn und streckte mich, um zwei Stücke zu erwischen. In diesem Augenblick sah ich, wie der Hut meiner Tante sich bewegte, und ich machte einen Satz nach hinten; dabei stiess ich gegen einen kleinen Kuchenständer und warf ihn um.

Da geschah es, dass der Kopf meiner Tante ganz um die Lehne des Sessels kam. Sie erblickte mich!

Ich kann mich nur noch verschwommen an das erinnern, was dann folgte. Mit einer Stimme, die mich an ein Nebelhorn mahnte, hörte ich meine Tante fragen: «Philipp und Ruth, was soll das bedeuten?» Und ich hörte Frau Scherrer sagen: «Lies

sie schnell auf, Isabel, sie liegen ja mit der bestrichenen Seite nach unten über den ganzen Teppich verstreut!» Ich sah Philipp einen Schritt rückwärts machen und über Isabel stolpern, die die Brötchen aufhob, und ich bemerkte, dass ihr Gesicht aussah, als unterdrücke sie mühsam das Lachen. Ich entsinne mich, dass jedermann sich bei jedermann entschuldigte und dass meine Tante einmal über das andere versicherte, sie könne das alles nicht verstehen. Frau Scherrer aber bat, sie solle es sich doch nicht so zu Herzen nehmen und wir sollten die ganze Geschichte vergessen.

Das nächste, woran ich mich erinnere, nachdem sich das Durcheinander etwas gelegt hatte, ist, dass unsere Tante uns ankündigte, sie würde uns nach Hause bringen und äusserst streng bestrafen; zuvor aber sollten wir Frau Scherrer sagen, wie leid es uns sei, dass wir uns so schlecht aufgeführt hatten.

Philipp hatte sich inzwischen wieder fassen können. Er trat sofort vor und schaute Frau Scherrer ins Gesicht. Es war ihm aufrichtig leid, dass er eine so nette Kaffeestunde verdorben hatte, um so mehr, als Tante Margret so selten ausging. Und er sagte das auch so ernsthaft und höflich, dass jedermann entzückt war. Sogar meine Tante schien erfreut, und wenn sie es nur dabei hätte bewenden lassen, so hätte alles ein friedliches Ende nehmen können. Aber sie wandte sich nun mir zu und fragte kühl, was ich zu sagen habe.

Ich begreife bis zum heutigen Tag nicht, weshalb ich so fürchterlich aufgebracht war. Doch während Philipp sprach, hatte ich bei mir selber ausgemacht, dass meine Tante ein Idiot sei. Es war doch gar nicht nötig gewesen, uns zu erkennen. Wir hätten es uns auf keinen Fall anmerken lassen, dass wir zu ihr gehörten, und dann hätte niemand etwas gewusst. Deshalb, folgerte ich, war sie selber an allem schuld. Und nun wurden wir beschuldigt, wir seien ungezogen – und dazu vor allen Leuten –, und wir waren doch gar nicht ungezogen! Weshalb sollten wir nicht Blumen verkaufen? Man könnte ja meinen, wir würden stehlen!

All dies schoss mir durch mein widerspenstiges kleines Herz, während meine Tante mich anredete. Als Antwort bohrte ich meine Hände in meine Taschen und stampfte mit meinen schmutzigen Schuhen auf den schönen Teppich.

«Es ist mir kein bisschen leid», legte ich los. «Wir tun nichts Unrechtes, und niemand hat uns unartig genannt, bis wir dich angetroffen haben. Wir haben das Geld verdient, und es gehört uns, und wir werden weiterfahren mit Verkaufen, wenn es uns passt. Du verdirbst immer alles, Tante Margret!»

Meine Tante wurde ganz weiss. Nie, auch nicht in meinen schlimmsten Augenblicken zu Hause, hatte ich so zu ihr gesprochen. Und da brachte ich nun in einem fremden Wohnzimmer Schande auf uns alle!

Ich fühlte mich plötzlich elend und zu Tode erschreckt und flüchtete in den Garten, während sie alle dort sassen und einander entsetzt anschauten.

Ich wollte fortstürmen, sagte mir aber, dass sie denken würden, ich laufe davon, und ich war doch viel zu stolz, um davonzulaufen. Ich marschierte deshalb heimzu, die Hände in den Taschen, hoch erhobenen Hauptes. Ich wusste, dass meine Tante und Philipp hinter mir den Hügel herabkamen, und tat deshalb, als ob ich pfeife. Es war mir aber zu miserabel zumute, um es lang auszuhalten. Als ich zu Hause ankam, stellte ich mich ans Küchenfenster und starrte hinaus. Wieder versuchte ich zu pfeifen, ich wollte dreinschauen, als ob nichts geschehen sei und als ob es mir schnuppe sei, wenn etwas geschehen war. Vor allem wollte ich niemals klein begeben und gestehen, es sei mir leid.

Meine Tante kam langsam herein wie jemand, der sehr, sehr müde ist. Sie durchquerte den Raum, blieb neben mir stehen und schaute ebenfalls zum Fenster hinaus.

«Ruth», sprach sie endlich mit schleppender Stimme, «ich strafe dich nicht, weil es nicht viel zu nützen scheint, aber ich habe mir auf dem Heimweg alles überlegt. Ich schein dich nicht meistern noch dich recht erziehen zu können. Es bleiben

dir jetzt noch zehn Tage Ferien, und dann, wenn man dich aufnehmen kann, werde ich dich in ein Internat schicken. Deine Mutter schlug dies schon an Weihnachten vor, aber damals wollte ich dich noch behalten. Natürlich wird es eine grosse Mehrausgabe für uns bedeuten, aber irgend etwas muss geschehen. Ich kann dich nicht länger so selbstsüchtig und eigensinnig und ungezogen aufwachsen lassen.»

Sie wandte sich ab, ohne mir einen Blick zu schenken, und ich fuhr fort, aus dem Fenster zu starren. Um mich stürzte eine ganze Welt zusammen. Wie gerne wäre ich zu Philipp geeilt und hätte mein Gesicht in seinem Pullover vergraben und geheult wie früher, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war! Aber Philipp war sofort zu Bett geschickt worden, und ich war allein.

«Ich werde nicht gehen», erklärte ich mit einer Stimme, die herausfordernd klingen sollte, aber bloss dünn und unsicher tönte.

«Man wird dich nicht um deine Ansicht fragen», erwiderte meine Tante ruhig.

Ein langes Schweigen folgte. Ich stand regungslos und überlegte fieberhaft. Dann sprach ich nochmals mit derselben leisen, zittrigen Stimme, die sich so sehr anstrengte, stolz zu klingen:

«Also gut, ich werde davonlaufen und nicht mehr zurückkommen!» Und damit rannte ich schnurstracks zur Tür und auf die Strasse hinaus.

Meine Tante schenkte mir keine weitere Beachtung. Es war noch früh, und ich war oft in hellem Zorn so davongestürmt. Zweifellos würde ich vor der Nacht zurückkehren. Sie seufzte schwer und ging langsam auf ihr Zimmer.

## Auf der Flucht

Ich hielt keinen Augenblick an, als ich die Strasse erreichte; ich lief einfach zu. Es kümmerte mich wenig, wohin ich ging, wenn ich nur weit weg kam. In meinem empörten Herzen beschloss ich, nie, nie wieder heimzukehren. Ich wollte ein Zigeunermädchen werden, oder eine freundliche Dame finden, die mich adoptieren würde, oder jemand bitten, mich als Dienstmädchen einzustellen. Dann würde Tante Margret ihre Handlungsweise vielleicht bereuen. Ich wusste wohl, dass Onkel Peter mich vermissen würde, wenn er abends nach Hause kam, und natürlich würde Philipp furchtbar traurig sein. Beim Gedanken an Philipp gingen mir die Augen über. Ich rannte weiter und immer weiter mit tränenüberströmten Wangen, atemlos und schluchzend. Ich war auf die weisse Landstrasse geraten, die zwischen jungen Kornfeldern und blumigen Wiesen ins Land hinaus führte. Es war eine schöne, einsame Strasse. Einmal klomm sie eine Anhöhe hinauf, dann wieder tauchte sie in kleine Täler hinab, und ständig wand und drehte sie sich, so dass man versucht war, immerfort weiterzuwandern, um zu sehen, was hinter der nächsten Wegbiegung lag. Die Welt hätte gar nicht schöner sein können. Sanftes Abendlicht lag auf den Hängen voller Butterblumen, und die langen Schatten der Bäume ruhten auf den goldenen Flächen. Aber ich sah nichts von alledem. Weil ich gänzlich ausser Atem war, verlangsamte ich meinen Lauf. Weiter und weiter trabte ich, ohne mich um das Wohin zu kümmern und viel zu elend, um mich zu fragen, was aus mir werden sollte.

«Du musst ins Internat, du musst ins Internat», tönte es mir unaufhörlich in den Ohren, und ich versuchte mir vorzustellen, was die hässlichen Worte alles zu bedeuten hatten. Ich sah mich, in Ungnade gefallen, allein in der Eisenbahn wegfahren

und in einem Gebäude verschwinden, das dem Gefängnis glich, welches ich einmal in der Stadt schauernd betrachtet hatte. Ich stellte mir Philipp und Terry vor, wie sie zusammen in der Indianerhütte hockten, ringsum pfeifende Vögel und im Farnkraut roter Fingerhut und Rosen in den Hecken – und ich würde nicht dabei sein! Dann tanzten andere Bilder vor meinen Augen hin und her: Philipp, der allein am Schlafzimmerfenster kauerte, während die Sonne über den Hügeln aufging – und mein Bett war leer! Philipp, der bäuchlings draussen auf der Heuwiese lag und an seinem Vogelbuch schrieb – und ich war nicht dabei, um die Zeichnungen zu machen!

Rings um mich war alles still, während ich die Strasse entlang trabte. Ich war keinem Menschen begegnet, und ausser den Gutenachtpfiffen der Vögel und meinem eigenen Schluchzen war kein Laut zu hören. Aber nun drangen plötzlich Kinderstimmen und Hundegebell an mein Ohr. Ich wischte mir die Tränen mit dem Handrücken weg und hielt Umschau. Ich hatte ein Dorf erreicht, in das ich früher schon einige Male gekommen war. Es bestand nur aus ein paar niederen Häusern, einem weissen, rechteckigen Schulhaus, einem Dorfladen und einer Kirche. Das Dörfchen schmiegte sich in eine Senkung zwischen den Hügelzügen, dort, wo die Landstrasse in eine breitere Hauptstrasse einmündete. Auf einem Wegweiser war der Name der nächsten Stadt angegeben.

Ich stand einen Augenblick still und überlegte, was ich tun sollte. Ich mochte nicht sogleich durch das Dorf gehen, denn ich wusste, dass jedermann denken müsste, ich hätte geweint. Ausserdem war ich erhitzt und schrecklich müde, und mein Kopf fing an zu brummen. Am liebsten wäre ich an einen kühlen, stillen Ort hingegangen, wo ich ausruhen und überlegen konnte, was weiter geschehen sollte. Ich schaute um mich und bemerkte dann, dass ich mich in der Nähe eines kleinen braunen Holztores befand, das zum Friedhof führte, und dass die Kirchentür offen stand. Zu so später Stunde würde wohl niemand zur Kirche gehen wollen, und selbst wenn jemand

käme, könnte ich mich zwischen den Bänken verstecken. Ich betrat deshalb den Fussweg, der quer durch den Friedhof zur Kirche führte, und las im Vorübergehen die Inschriften auf den Grabsteinen.

Ein Stein fesselte mich im besonderen, und ich hielt an, um ihn näher zu betrachten. Es war ein kleines weisses Kreuz, das in einem Beet voller Vergissmeinnicht stand. Es trug als Inschrift die Worte: «Johanna Köhlin, 9 Jahre alt, von uns geschieden, um beim Herrn zu sein, am 5. April 1900.»

Ich las den Satz mehrmals. Dann schüttelte es mich plötzlich beim Gedanken an die arme kleine Johanna, die den rätselhaften Ruf des Todes vernommen und aus dem Leben hatte scheiden müssen, und das an einem Apriltag mit seinem Sonnenschein und seinen Lämmern, seinen singenden Vögeln und bunten Blumen! Der Tod war mir stets als etwas Fernes vorgekommen, woran Pfarrer und alte Leute zu denken hätten. Aber Johanna war erst 9 Jahre alt gewesen, als sie gegangen war, «um beim Herrn zu sein». Wie, wenn ich, die ich ebenfalls neunjährig war, plötzlich von der blühenden Welt scheiden müsste, «um beim Herrn zu sein»? Was würde er zu mir sagen über meine Wutanfälle? und den Staub unter dem Teppich? und die Lügen, die ich gesagt hatte? und all die Male, wo ich davongelaufen war, anstatt zu helfen? Das wäre ja viel, viel schlimmer, als ins Internat zu gehen! Zum erstenmal in meinem Leben fing es an, mir wirklich bange zu werden, weil ich solch ein böses Mädchen war.

Ich näherte mich der Kirche und guckte vorsichtig hinein. Sie war leer. So schlüpfte ich durch die Tür und begann herumzuwandern und die Inschriften, die Bilder und die Osterblumen in den Vasen zu betrachten. Was mir aber am allerbesten gefiel, war das Abendlicht, das durch die farbigen Glasscheiben hindurch in bunten Mustern auf den Steinboden fiel.

Auf einmal merkte ich, dass ich entsetzlich müde war. Die Kirche war so still und kühl und freundlich mit ihrem Abendsonnenschein und ihren Osterglocken, dass ich mich ein wenig

hinlegen und ausruhen wollte, bevor ich weitere Entschlüsse fasste. Ich suchte mir ein paar Fusspolster, schob sie zwischen zwei Bankreihen zu einer kleinen Matratze zusammen, wickelte mich in einen alten schwarzen Talar, den ich am Eingang hängen sah, und legte mich so nieder, dass ich die schönen Lichtmuster betrachten konnte. Ich hatte im Sinn, meinen Gedanken nachzuhängen. Aber ach! ich war aufs äusserste erregt und zornig und elend gewesen, und zudem war ich an einem warmen Frühlingsabend beinahe fünf Kilometer weit gerannt. Das war mehr als genug, um irgendein kleines Mädchen müde zu machen. Es kam, wie es kommen musste: Kaum hatte ich den Kopf auf eines der Polster gelegt, da schmolzen bereits alle meine Sorgen dahin, und ich merkte, dass ich nicht länger wach bleiben konnte. Doch in dem Augenblick, da ich im Begriff war einzunicken, war mir, als sähe ich Johanna Köhlin im Abendlicht des westlichen Fensters stehen und den goldenen Strahlen entlang nach oben weisen. Sie war ein kleines Mädchen wie ich, mit dunklen Zöpfen und einer Schürze und blauen Söckchen, und sobald ich ihr Gesicht erblickte, wusste ich, dass es ein Irrtum gewesen war, sie zu bedauern. Nie zuvor, sei es im Traum oder in der Wirklichkeit, hatte ich ein Kind gesehen, das so strahlend glücklich dreingeschaut hatte. Ihre Arme waren voller Osterblumen, und irgendwie wusste ich ganz genau, dass diese Blumen niemals verwelken würden. Dann wurde die Erscheinung trübe und verwischt, und ich fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Als ich aufwachte, lag ich im Dunkeln und konnte mir lange gar nicht denken, wo ich war. Ich fühlte mich sehr steif und kalt und wund, denn die Schemel waren auseinandergerutscht, und ich lag halb auf dem Steinboden. Ich meinte, ich hätte einen bösen Traum, und rief nach Philipp. Doch meine Stimme widerhallte geisterhaft an den Wänden der Kirche, so dass ich es nicht wagte, nochmals zu rufen. Zitternd zog ich den schwarzen Talar fester um mich und versuchte mir klar zu werden, was all das zu bedeuten habe.



... und ich fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf

Ganz allmählich nur fiel mir eins nach dem andern wieder ein: Richtig, ich war davongelaufen; Tante Margret wollte mich in ein Internat stecken; ich war sehr ungezogen gewesen, und keiner würde mir je verzeihen, und niemand hatte mich lieb ausser Philipp, den ich aber viele Monate nicht mehr sehen sollte. Dann wurde mir bewusst, dass ich ganz allein war in einer grossen, leeren Kirche, wo es vielleicht Diebe oder Ratten gab. Vielleicht war es erst Mitternacht, und ich musste noch stundenlang warten, bis der Tag anbrach. Vielleicht würde ich vor Kälte und Hunger sterben und wie Johanna Köhlin zum

Herrn gehen. Da kam mir mein Traum wieder in den Sinn, und ich fühlte mich leidlich getröstet. Doch dann fiel mir ein, dass Johanna jedenfalls ein sehr braves kleines Mädchen gewesen war, das nichts zu befürchten hatte, als es zum Herrn ging. Ich hingegen hatte das Schlimmste zu befürchten. Meine Tante hatte mich ein garstiges Mädchen genannt, und nun, da ich im Dunkeln lag und weinte, war ich zum erstenmal einverstanden mit ihr. Und, o weh, es kam mir eine Gelegenheit um die andere in den Sinn, bei der ich sie betrogen hatte und ungehorsam oder frech gewesen war. Ich fragte mich, ob meine Tante immer noch auf meine Rückkehr wartete, und ob man mich wohl suche. Vielleicht war es meinen Angehörigen gleichgültig, was mit mir geschah, und sie waren alle zu Bett gegangen und schliefen unter warmen Decken, während ich hier vor Kälte umkam. Bei diesem Gedanken hatte ich ein solches Mitleid mit mir selber, dass ich von neuem in hoffnungsloses Schluchzen ausbrach.

Die ganze Zeit über hatte ich dagelegen und das Gesicht in meine Arme vergraben. Doch der Boden wurde immer härter und ich selbst immer steifer, so dass ich mich schliesslich aufrichtete, um die Lage zu wechseln. Ich hatte aber kaum die Augen erhoben, da entdeckte ich etwas Wunderbares: Der Tag fing an zu dämmern, und ein fahles Licht stahl sich durch die farbigen Scheiben zu mir herein. Ja, die Dunkelheit war vergangen und mit ihr alle meine Schrecken und quälenden Träume. Ich stiess einen Seufzer der Erleichterung aus und blieb ganz still sitzen, mein verweintes Gesicht dem Licht des anbrechenden Tages zugewandt.

Und während ich dasass, schaute und lauschte, wurde das entsetzliche Schweigen der Nacht durch einen hellen Vogelschrei gebrochen, und mit bebender Freude gewahrte ich, dass die Welt abermals am Erwachen war. Ein zweiter Vogel antwortete dem ersten, dann ein dritter und ein vierter, bis es tönte, als ob jeder einzelne Vogel des Tales erwacht sei. Nach und nach wich der fahlgraue Schein einem goldenen Licht, und

der gesamte Vogelchor wurde beinahe närrisch vor Lebenslust. Die Sonne ging auf, der Morgen war da!

Meine Erleichterung war so gross, dass ich mich gar nicht bewegen mochte. Ich vergass, dass ich kalt hatte und hungrig war. Ein einziger Gedanke erfüllte mich: Die Nacht ist vorüber, und ich bin nicht mehr allein, denn die Vögel sind erwacht. Bald wollte ich aus der Kirche entwischen und heimlaufen zu Philipp. Vorderhand aber war ich zufrieden, bloss dazusitzen und lauschen zu können. Doch nicht lange, da sank mein Kopf wieder auf die Schemel zurück, und ich schlief nochmals fest ein. Als ich von neuem erwachte, kam ich mit einem Ruck zu mir, denn die Kirche war von Licht durchflutet und widerhallte von schweren Tritten.

Erst verhielt ich mich ganz ruhig und horchte auf die Schritte, die näher und näher kamen. Dann aber gewann meine Neugier die Oberhand. Ich kroch zum Rand der Bankreihe und guckte hinaus. Es war der Pfarrer, der langsam durch den Mittelgang schritt. Da er zu den Fenstern hinauf sah, hielt er den Kopf von mir abgewandt, und ich hätte sicher unbemerkt bleiben können, wenn ich unter den Sitz gekrochen wäre. Klein genug war ich dazu! Ich wollte es soeben tun, denn ich wünschte nicht, gesehen zu werden. Ich war überzeugt, dass es Kindern nicht gestattet war, in einer Kirche zu schlafen. Zudem befand sich ein Polizeiposten am Ende der Strasse. Aber ach, ich hatte eine ganze Nacht in einer zugigen Kirche gelegen, mit den Beinen auf den Steinfliesen, und ich hatte mich erkältet. So kam es, dass ich erst halb ausser Sicht war, als etwas Fürchterliches geschah: ich nieste! Ich tat mir zwar Gewalt an, aber umsonst – heraus kam's mit einem lauten Knall. Der Pfarrer fuhr zusammen. Er kam näher und schaute in die Bankreihe herein. Und was sah er? Ein kleines Mädchen, das in seinen Talar eingewickelt war und mit ängstlichen Augen unter dem Sitz hervorguckte!

Der Pfarrer sprach vorerst kein Wort. Er trat herein und setzte sich. Dann beugte er sich vor und sagte freundlich:

«Komm hervor, du brauchst dich nicht unter dem Sitz zu verkriechen; ich habe nichts dagegen, wenn Kinder in meine Kirche kommen.»

Ich kam langsam auf meine Füße, setzte mich neben den Pfarrer und schaute ihm ins Gesicht. Er war nicht sonderlich jung und auch nicht sonderlich alt, und seine Augen waren blau und freundlich. Irgend etwas an ihm erinnerte mich an den alten Hirten, obwohl er weder runzelig noch schnurrbärtig war wie jener. Er gehörte einfach zu der Sorte von Menschen, vor denen ich mich nicht scheute zu reden.

«Ich kann nichts dafür, dass ich hier bin», erklärte ich. «Ich bin gestern abend hereingekommen, als die Tür offen stand, und aus Versehen bin ich eingeschlafen. Ich habe Ihren Talar angezogen, weil es so kalt war, aber ich hatte nicht im Sinn, die ganze Nacht dazubleiben. Wie ich das erstemal aufgewacht bin, ist es aber zu dunkel gewesen, um wegzugehen, und beim zweitenmal sind Sie hereingekommen.»

Der Pfarrer schaute ganz erschreckt auf mich herab.

«Willst du sagen, dass du die ganze Nacht hier gewesen bist?» fragte er. «Was muss nur deine Mutter denken? Wir müssen sie auf der Stelle benachrichtigen.»

Ich schwieg eine Weile und spielte nervös mit meinen Händen. Doch plötzlich überkam mich ein merkwürdiges Verlangen, jemandem alles zu erzählen. Der Pfarrer schien mir der geeignete Mann zu sein, um mir zuzuhören. Ganz unaufgefordert lehnte ich meinen müden Kopf an seine Schulter und flüsterte:

«Es ist nicht meine Mutter; es ist meine Tante. Mit meiner Mutter hätte ich's nicht getan. Ich bin sehr, sehr unartig gewesen, und sie will mich in ein Internat schicken, weil sie nicht mehr mit mir fertig wird. Ich will aber nicht gehn, drum bin ich fortgelaufen, und jetzt bin ich da.»

Ich schaute auf, um zu sehen, ob der Pfarrer sehr entsetzt sei; aber er sah nicht so aus. Es schien nur, als nehme er lebhaften Anteil und als tue ich ihm ziemlich leid.

«Ich bin froh, dass du mir das erzählt hast», sagte er ernsthaft, «und ich möchte gern, dass du mir noch viel mehr davon sagst. Doch zuallererst müssen wir deiner Tante mitteilen, wo du bist. Wenn sie weiss, dass du hier bist, wird sie dir vielleicht erlauben, ein wenig länger zu bleiben, und dann können wir plaudern. Habt ihr Telephonanschluss?»

«Jawohl», und ich wusste unsere Nummer.

«Gut so», sagte mein neuer Freund, «wir gehen jetzt geradewegs ins Pfarrhaus und rufen deine Tante an.»

Ich legte meine kleine Hand in seine grosse, und miteinander schritten wir zur Kirche hinaus. Die Natur schwelgte in Licht und Farbe und Gesang. Doch ich wusste, es war noch früh am Morgen, weil die Blumenkelche noch geschlossen waren.

«Warum sind Sie so früh zur Kirche gekommen?» fragte ich plötzlich.

«Um zu beten», erwiderte der Pfarrer. «Ich gehe oft frühmorgens ins Freie, weil alles so wunderschön aussieht. Findest du nicht auch, dass diese Butterblumen einem helfen, gut und glücklich zu sein?»

Ich schaute die Butterblumen an, aber ich fühlte mich nicht glücklich, und ich war ganz überzeugt, dass ich nie gut sein würde.

## Ich finde einen neuen Freund

Wir traten ins Pfarrhaus ein, und der Pfarrer führte mich geradewegs in seine Studierstube, ein grosses, sonniges Zimmer voller Bücher. Ich durfte es mir in einem Polstersessel gemütlich machen, während er hinausging, um zu telephonieren. Es dauerte lange, bis er wiederkam, und da ich nichts anderes zu tun hatte, verliess ich meinen Sitz bald und schlenderte durchs Zimmer, um mir die Bilder an den Wänden anzusehen. Es waren grösstenteils Photographien, und ich fand sie langweilig. Aber ein Bild gefiel mir so gut, dass ich meinen Sessel davor rückte, um es besser betrachten zu können.

Es stellte ein Schaf dar, das sich auf einer felsigen Bergeshalde verlaufen hatte. Über ihm kreiste ein Raubvogel und wartete auf den Tod seines Opfers. Das Schaf hatte ihn erblickt und schrie um Hilfe. Jemand hatte den Hilferuf vernommen, denn der Hirte mit seinem Stab kniete auf der Felskante. Noch ein Augenblick, und er würde das Schaf in seine Arme nehmen und nach Hause tragen.

Ich war dermassen in den Anblick des Bildes vertieft, dass ich es gar nicht bemerkt hatte, als der Pfarrer wieder ins Zimmer getreten war. Auf einmal stand er vor mir mit einem Tablett, das er neben mich stellte.

«Ich habe deine Tante angerufen», sagte er. «Sie hat sich sehr um dich gesorgt. Die Polizei und dein Onkel haben dich die ganze Nacht gesucht. Da sie nun weiss, wo du bist, ist deine Tante einverstanden, dass du zum Frühstück hier bleibst. Nachher aber musst du heimlaufen und sie um Verzeihung bitten.»

Ich fiel mit einem gewaltigen Appetit über das Frühstück her, hatte ich doch seit dem letzten Nachmittag nichts zu essen gehabt. Es war aber auch ein herrliches Frühstück: ein weichgekochtes Ei war dabei und Erdbeermarmelade und eine Kanne



*Noch ein Augenblick, und er würde das Schaf in seine Arme nehmen*

Schokolade für mich ganz allein. Ich kaute seelenvergnügt drauflos.

Der Pfarrer setzte sich unterdessen aufs Sofa, und wir plauderten. Ich erzählte ihm von Philipp und Terry, dem Vogelbuch und der Indianerhütte, dem Photoapparat und dem Blumenverkauf. Er stellte eine Menge Fragen und war ganz dabei.

Als ich aber den letzten Bissen Butterbrot heruntergeschluckt hatte, kam es mir zum Bewusstsein, dass man mich jetzt wahrscheinlich schnurstracks nach Hause schicken würde. Das aber leuchtete mir gar nicht ein; denn ich fand, mein neuer Freund sei so ziemlich der netteste Mensch, den ich je getroffen hatte, ausser vielleicht Herrn Tanner, dem alten Hirten. Ich schob deshalb mein Tablett beiseite, ging zum Pfarrer hinüber und setzte mich neben ihn aufs Sofa. Sogleich zog das Bild an der Wand meine Blicke wieder an.

«Das ist wirklich ein schönes Bild», bemerkte ich. «Es erinnert mich an den Hirten in unserer Nähe. Eines seiner Lämmer hat sich einmal verlaufen wie dieses hier, und er hat es suchen müssen. Ich habe ihn begleitet. Wir haben lange Zeit suchen müssen, bis wir es schliesslich gefunden haben. Es war ganz in einen Dornbusch verstrickt und blökte jämmerlich. Herr Tanner brauchte eine Ewigkeit, um es zu befreien. Seine Hände wurden blutig gekratzt von den vielen Dornen.»

Mein Freund war ebenfalls in den Anblick des Bildes versunken und antwortete nicht sogleich. Doch plötzlich fragte er:

«Sag mir, Ruth, wie konnte denn das Lamm in solch eine Lage geraten? Warum ging es überhaupt verloren?»

«Ach», erwiderte ich, «wahrscheinlich war es davongelaufen; sie tun das oft.»

«Ja», fuhr der Pfarrer fort, und seine Stimme klang jetzt sehr ernst, «aber warum lief es davon? Es hatte doch einen freundlichen Hirten und eine sehr schöne grüne Weide? Warum blieb es nicht dort?»

Nachdenklich antwortete ich:

«Es dachte wohl, draussen sei es noch schöner, und so lief es hinaus, um zu sehen, wie es dort wäre. Daraufhin verirrte es sich wohl, so dass es den Rückweg nicht mehr finden konnte.»

«Du hast ganz recht», sagte mein neuer Freund, «sieh nur das Schaf auf dem Bild gut an. Ich glaube, es hat die ganze Nacht versucht, den Weg nach Hause zu finden. Aber es hatte sich verirrt, und je weiter es lief, desto steiler wurden die Felsen und desto verzweifelter wurde es. Drum, glaube ich, gab es schliesslich seine Anstrengungen auf und blieb am Rand des Abgrunds regungslos stehen. Und was tat es dann, Ruth?»

Ich schaute zum Pfarrer auf, denn ich begann zu verstehen, dass er gar nicht mehr von einem richtigen Schaf redete.

«Ich weiss es nicht», flüsterte ich eingeschüchtert.

«Dann will ich dir's sagen», fuhr der Pfarrer fort. «Ich glaube, das Schaf blickt umher und sieht den Abgrund zu seinen Füssen und die hohen Felsen über sich, und da denkt es: «Es nützt doch alles nichts, ich finde mich unmöglich selber zu-recht. Es gibt nur einen, der mich heimbringen kann – der Hirt!» Und dann öffnet es das Maul und lässt einen schwachen Schrei ertönen. Auf diesen Laut aber hat der Hirte die ganze Nacht gewartet. Sobald er ihn vernimmt, beugt er sich über den Abgrund, holt das Schaf herauf und trägt es wohlbehalten zurück auf seinen eigenen Weideplatz. Wer von den zweien dabei glücklicher ist, weiss ich nicht, das Lamm oder der Hirt.»

Ich hielt die Augen auf den Pfarrer gerichtet. Dass er von mir sprach, wusste ich nun.

«Ich bin auch weggelaufen und gestern abend verloren gegangen, nicht wahr?» sagte ich leise.

«Ja, das bist du», antwortete der Pfarrer, «und weisst du, als ich dich in der Kirche fand und du mir sagtest, du seiest weggelaufen und du wissest nicht, was tun, um brav zu sein, da dachte ich im stillen: Das ist auch solch ein verlorenes Schäfchen Gottes, das noch sucht, auf eigene Faust den Heimweg zu finden. Du wirst es nie können, Ruth. Es gibt nur einen einzi-

gen, der dich auf Gottes Weg zurückbringen und darauf bewahren kann: das ist der Herr Jesus Christus, der sich selbst den guten Hirten nannte.»

«Warum tut er es denn nicht?» fragte ich.

«Weil du immer noch versuchst, ohne ihn zurechtzukommen», war die Antwort. «Du sagst mir, du gebest dir Mühe, brav zu sein. Du fährst aber gleichwohl fort, unartig zu sein. Schau, jedes Mal, wenn du unartig bist, entfernst du dich ein klein bisschen weiter von Gottes Weg. Was solltest du nun tun? Ich will es dir sagen: Hör auf, dich anzustrengen, gut zu sein. Bekenne dem Hirten, dass du verirrt bist, und bitte ihn, dich zu finden, auf Gottes Weg zurückzubringen und aus dir sein eigenes, gehorsames Schäflein zu machen.»

«Wird er das wirklich tun?» fragte ich.

«Ruth», sagte der Pfarrer unvermittelt, «wie alt bist du?»

«Neun Jahre», erwiderte ich und wunderte mich, was das damit zu tun habe.

«Also, dann hat er dich bereits volle neun Jahre geliebt und gesucht! Meinst du nicht, dass er nach so langer Zeit Freude haben wird, wenn er dich endlich rufen hört?»

Ich sass ganz still und dachte angestrengt nach.

«Ist das wirklich alles, was ich zu tun habe, um gut zu werden?» fragte ich schliesslich. «Ich habe gemeint, es sei sehr schwer, brav zu sein.»

«Es ist alles, was du zu Beginn tun musst», antwortete der Pfarrer, «und das ist das Wunderbare an der Sache. Schau, der gute Hirte ist's, der alles für dich getan hat. Er hat deine Sünde weggenommen, als er für dich am Kreuz gestorben ist, damit du nun ohne Strafe Vergebung haben könntest. Du hast mir erzählt, dein Freund, der Hirte, sei schrecklich zerkratzt und verwundet worden, als er jenes Lamm befreite. Aber das Lamm selbst wurde nicht im geringsten verletzt, als er es aus dem Gestrüpp holte. Gerade so wurde der gute Hirte verwundet, als er kam, um dich zu suchen. Er hat alles getan. Du aber brauchst nur noch «danke» zu sagen und zu glauben, dass seine verwun-

deten Hände dich aufheben und zu Gottes Herde zurücktragen, sobald du ihn darum bittest.»

«Und wie ist's nachher?» fragte ich. «Werde ich dann immerzu brav sein?»

Der Pfarrer lächelte.

«Du wirst nicht auf einen Schlag allezeit lieb und gehorsam sein können», erwiderte er, «aber du wirst immer dem guten Hirten angehören, und er wird dir zeigen, wie du folgsamer werden kannst. Er wird oft in deinem Herzen zu dir sprechen, und du musst lernen, auf seine Stimme zu hören. Wenn er spricht, sollst du immer gehorchen. Und du deinerseits musst lernen, mit ihm über alles zu reden. Wir nennen das beten, aber im Grunde bedeutet es einfach: alles dem Hirten sagen.»

Nochmals blieben wir lange still nebeneinander sitzen. Schliesslich brach der Pfarrer das Schweigen.

«Ich muss jetzt zur Kirche hinunter», sagte er sanft, «und du musst nach Hause, sonst denkt deine Tante, du seiest anderswohin weggelaufen. Bevor du aber gehst, will ich dir ein solches Bild schenken. Schau es dir oft an und denke jedes Mal daran, dass du dieses verlorene Schäflein bist und dass der gute Hirte darauf wartet, dich zu finden, sobald du ihn darum bittest. Noch etwas: Hast du eine eigene Bibel?»

«Ja, eine sehr schöne sogar, zu Hause in meiner Schublade.»

«Wenn du heimkommst», sagte der Pfarrer, «so suche das Lukasevangelium und lies jeden Tag ein Stückchen davon. Es erzählt dir die ganze Geschichte vom Hirten und wie er auf die Erde kam, um verlorene Schafe zu suchen. Und wenn du am Ende angelangt bist, dann lies die andern Evangelien!»

Während er sprach, hatte er seine Schublade herausgezogen und ihr eine farbige Postkarte entnommen: es war eine getreue Nachbildung des Bildes an der Wand. Ich nahm sie mit leuchtenden Augen entgegen und lispelte meinen Dank. Meinen neuen Schatz hielt ich mit beiden Händen fest und trat mit dem Pfarrer aus dem Hause. Er geleitete mich ans Gartentor, und seine Blicke folgten mir, als ich die Strasse hinabging. Doch

bald machte ich kehrt und lief nochmals zurück. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und zog den Kopf meines neuen Freundes so weit herunter, dass ich ihm ins Ohr flüstern konnte:

«Soll ich wiederkommen und es Ihnen sagen, wenn ich's getan habe?» fragte ich.

Er nickte.

«Ich habe gehofft, du würdest es tun», gab er zu. «Ich werde mich immer freuen, dich zu sehen. Du kannst also kommen, wann du willst.»

So nahm ich denn Abschied und bog um die Ecke. Die Strasse unter meinen Füßen führte nach Hause, und beim Gedanken daran schlug mein Herz schneller. Was würden meine Tante und mein Onkel sagen, und was wollte ich ihnen sagen? Das bekümmerte mich zwar nicht allzulange, denn ich hatte über Wichtigeres nachzusinnen. In meiner Hand war das Bild und in meinem Herzen ein grosser Entschluss. Ich wollte mir ein stilles Plätzchen abseits vom Wege suchen, und bevor ich heimkehrte, wollte ich den guten Hirten bitten, mich zu finden und als sein Schäfchen aufzunehmen.

Ich war sehr wählerisch im Aussuchen des Platzes. Die Kornfelder passten mir nicht, weil man mich von der Strasse her sehen konnte, und ich wollte doch ganz allein sein. So trottete ich weiter, bis ich dahin kam, wo die Strasse mitten durch einen Wald führte und die Zweige sich über ihr beinahe berührten. Hier kletterte ich die Böschung hinauf und glitt zwischen den Stämmen hin und her, bis ich eine kleine Lichtung fand, die abseits von jedem begangenen Wege lag. Als dicker Teppich breitete sich das Moos über den Erdboden, und Vorhängen gleich hingen Waldreben rings um mich herum. Hier kniete ich nieder. Ich kam mir vor wie in einer einsamen Kapelle, weit weg von der übrigen Welt.

Ich schaute mein Bild nochmals an, doch vorerst wagte ich nicht zu beten. Mir war, als hänge mein ganzes Leben von den kommenden Augenblicken ab. Wie, wenn ich jetzt reden und

dann doch nichts geschehen sollte? Wie, wenn der Hirte weggegangen wäre und nicht mehr zuhören wollte?



*In meiner Hand das Bild . . .*

Dann aber wandte ich mich laut redend an den guten Hirten. Ich klagte ihm meine Unartigkeit und meine Unfähigkeit, mich zu bessern. Ich sagte ihm, es tue mir leid, dass ich ihn so lange habe warten lassen, und dann bat ich ihn, mir zu vergeben und mich zu finden, mich in seine Arme zu nehmen und nie mehr von ihm weglaufen zu lassen.

Dann wartete ich – regungslos – auf seine Antwort, halb erwartend, dass die liebevollen Arme mich spürbar umschlingen würden. Und was geschah?

Ich hörte nichts, und ich fühlte nichts; aber ich wusste, dass mein Gebet erhört war. Ich hätte es unmöglich in Worte fassen können; doch ich wusste, dass Liebe und Vergebung um mich waren, so sicher wie der Sonnenschein und die stille Luft. Ich wusste in diesem Augenblick: ich bin gesucht – geliebt – gefunden.

Ich war so beglückt, dass ich lange dort verharrte, als fürchtete ich, durch eine Bewegung irgendeinen Zauber zu brechen. Ich war nicht nur glücklich, ich war auch dankbar. Ich dachte an Herrn Tanners blutende Hände und an den Hirten, dessen Hände durchbohrt wurden, als er am Kreuz für mich starb. Ich konnte das nicht alles begreifen, aber der Pfarrer hatte gesagt, die Bibel mache alles ganz deutlich, und ich glaubte es ihm. Darum faltete ich nochmals meine Hände und versuchte, dem Hirten zu danken.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich eigentlich auf dem Heimweg sein sollte und dass meine Tante mich erwartete. Ich liess mein kleines Heiligtum hinter mir und kehrte zur Strasse zurück. Doch ich ging sehr langsam. Würden sie wohl zu Hause sehr ärgerlich sein? Und – was schlimmer wäre – würde ich wieder unartig und unverschämt sein? Meine Ungezogenheit schien jeweils hervorzubrechen, ob ich es wollte oder nicht. War ich aber jetzt unartig, so war alles verdorben.

Da kam mir etwas anderes in den Sinn: Der Hirte hatte mich in seine Arme genommen, und ich konnte ihm alles anvertrauen, wenn er doch so nahe bei mir war. So redete ich denn mit ihm auf meinem Heimweg, und auf unerklärliche Weise kehrte mein ganzes Glück wieder zurück. Ich war nicht mehr allein.

Ich schluckte tüchtig, als ich die Haustür aufschob und hineinschlüpfte und dann – ein gar schmutziges, verängstigtes, zerzaustes Persönchen – mit ineinandergesprenten Händen im

Hausflur stand. Ich hatte keine Ahnung, was ich meiner Tante sagen wollte. In meinem Herzen aber flehte ich in einem fort: «Hilf mir lieb sein, auch wenn ich Strafe kriege!»

Da stand auf einmal meine Tante in der Küchentür, und wir schauten einander schweigend an.

Doch der liebende Hirte hatte mich gefunden. Und wer zum erstenmal seine Liebe erfährt, der wird ebenfalls liebevoller. Während ich noch steif im Flur stand, geschah etwas gänzlich Unerwartetes mit meinem harten kleinen Herzen. Plötzlich stürzte ich zu meiner Tante hin und warf mich ihr in die Arme.

«Es tut mir leid, Tante!» schluchzte ich. «Ich will versuchen, lieb zu sein. Und bitte, bitte, schick mich nicht ins Internat. Ich möchte hier bleiben, bei dir, und ich will nie, nie mehr davonlaufen oder böse sein!»

Auf der Türschwelle kniend, presste meine Tante meine tränenüberströmte Wange an die ihre und hielt mich fest umschlungen. Dann strich sie mir das wirre Haar aus der Stirn und küsste mich.

«Mein armes kleines Mädchen», flüsterte sie. «Ich will dich ja nicht fortschicken, wenn es irgendwie möglich ist. Wir wollen es noch einmal miteinander versuchen.»

Dann nahm sie mich bei der Hand und führte mich an den Küchentisch, und ich verzehrte ein vollständiges zweites Frühstück, als Ersatz für das Nachtessen vom Abend zuvor.

## Das Eichhörnchennest

Beim Übernachten in der Kirche hatte ich mir eine schlimme Erkältung zugezogen, so dass ich drei Tage das Bett hüten musste. Philipp leistete mir meist Gesellschaft, und wir arbeiteten wacker am Vogelbuch. Wenn wir vom Zeichnen und Schreiben müde waren, legten wir uns nieder und plauderten. Philipp konnte nie genug hören von meiner Nacht in der Kirche, und ich fühlte mich ungemein geschmeichelt, als ich vernahm, wie sehr mich alle vermisst hatten.

«Ich glaube, Onkel und Tante sind die ganze Nacht nicht zu Bett gegangen», belehrte mich Philipp. «Ich konnte auch nicht einschlafen; ich stellte mir vor, du seiest vielleicht schon tot, und da musste ich immerzu weinen in meinem Bett. Schliesslich stand ich auf und ging hinunter, und in der Küche fand ich Tante Margret, die auch ein klein wenig weinte. Wir tranken herrliche Schokolade miteinander, und sie gab mir ein Stück Kuchen; dann blieben wir beim Feuer sitzen und plauderten.»

Ich war ziemlich gekränkt. Wie hatte Philipp solchen Trost in einem Stück Kuchen finden können, wo ich doch vielleicht tot in einem Graben lag!

«Worüber habt ihr euch denn unterhalten?» fragte ich und hoffte im stillen, es sei über mich gewesen.

«O, über allerlei», gab mein Bruder munter zurück. «Ich sagte, du seiest vielleicht im Bach ertrunken. Tante meinte, du habest dich einfach versteckt, und sie würde dich zur Strafe ins Internat schicken, worauf ich behauptete, ich fände das einen ganz schlechten Gedanken.»

«Warum?» erkundigte ich mich erwartungsvoll.

«Weil ich sonst an den freien Nachmittagen niemand zum Spielen hätte», erklärte mein Bruder. «Ich sagte auch, es würde jedenfalls doch nichts nützen, da du sofort weglaufen würdest.»

«Und was sagte sie darauf?»

«Sie behauptete, du würdest es nicht können. Dann sagte ich, es wäre auf jeden Fall schade, dich ins Internat zu schicken, weil ich ja wahrscheinlich einen Nervenzusammenbruch haben würde.»

«Was in aller Welt ist das?» fragte ich höchst interessiert.

«Ach, es ist eine Krankheit, die man bekommt, wenn die Leute tun, was einem nicht passt. Tante Margret hat kürzlich von jemandem erzählt, der einen Nervenzusammenbruch hatte, weil die Köchin weglief. Darum habe ich ihr erklärt, ich würde einen kriegen, wenn du fortgehst.»

«Ist es wie die Masern?» fragte ich. Die Masern waren die einzige Krankheit, die ich je gehabt hatte, und kamen mir sehr wichtig vor.

«Na, ich weiss nicht», erwiderte Philipp. «Ich glaube nicht, dass man Flecken bekommt, aber das ist ja einerlei, denn du gehst ja doch nicht weg. Du wirst dir zwar eine schreckliche Mühe geben müssen, brav zu sein. Wenn Tante Margret einmal an etwas gedacht hat, könnte sie es leicht wieder tun.»

Ich schwieg. Ich hatte noch keinem Menschen erzählt, was ich im Wald erlebt hatte; denn ich wusste nicht recht, wie ich es in Worte fassen konnte. Wie sollte ich Philipp davon überzeugen können, dass tatsächlich etwas geschehen war? Ich konnte keinen Beweis dafür erbringen. Ja, während ich mit Halsweh und einer verstopften Nase dalag, fing ich mich zuweilen selbst an zu fragen, wieviel davon wahr sei, oder ob ich mir's vielleicht eingebildet habe. Doch dann nahm ich jeweils mein kostbares Bildchen hervor und betrachtete es, bis meine Zweifel verflogen, worauf ich das Gesicht in die Kissen vergrub und den Hirten bat, mich seine Nähe so fühlen zu lassen wie an jenem Morgen, als wir den Heimweg miteinander zurückgelegt hatten.

Da war auch meine Bibel. Sobald ich zu Hause angekommen war, hatte ich sie aus der Schublade hervorgeholt und zu lesen begonnen. Nach langem Suchen fand ich den Abschnitt über das verlorene Schaf, den Herr Tanner mir vorgelesen

hatte. Ich las ihn einmal ums andere, bis ich ihn nahezu auswendig wusste. Ich las auch den übrigen Teil des Kapitels, die Geschichte vom Buben, der von zu Hause weglief, grad wie ich, und der heimkam und sagte, es sei ihm leid, worauf ihm sein Vater vergab. Ich fand, es sei genau wie bei mir und Tante Margret gewesen. Diese Geschichte gefiel mir besonders gut.

Ich versuchte auch zu beten. Man hatte mich zwar schon früher gelehrt, kleine Gebete zu sprechen, aber irgendwie war das jetzt anders. Vordem sagte ich blosser Worte her, weil ich fand, ich sollte es tun. Jetzt aber sprach ich zu jemandem, den ich kannte und der mich lieb hatte.

An meinem zweiten Abend im Bett machte ich eine grosse Entdeckung. Philipp war zum Abendbrot hinuntergegangen, und ich zog meine Bibel unter dem Kopfkissen hervor, denn ich scheute mich, zu zeigen, dass ich darin las. Als ich nun auf der Suche nach Geschichten in den Evangelien blätterte, stiess ich auf das zehnte Kapitel im Johannesevangelium, und das Wort «Hirte» nahm sogleich meinen Blick gefangen.

Ich hatte diese Verse mehrmals in Kirche und Schule lesen hören, aber ich hatte vergessen, wo sie in der Bibel stehen. Jetzt las ich sie begierig, denn das war es ja gerade, was ich zu wissen begehrte. Hier fand ich es bestätigt: «Ich bin der gute Hirte; der gute Hirte lässt sein Leben für seine Schafe.» Das bedeutete, dass der Hirte gekommen war, um für mich am Kreuz zu sterben, bevor er mich finden konnte.

Die Verse über die Diebe und Räuber verstand ich nicht, wohl aber das Wort von den nachfolgenden Schafen. Das bedeutete lieb sein und tun, was der Hirte sagte. Was aber konnte gemeint sein mit dem: «Sie kennen seine Stimme»? Der Pfarrer hatte gesagt, Jesus würde mit mir reden, und ich sollte ihm gehorchen. Trotzdem ich aber mit geschlossenen Augen im Bett lag und angestrengt horchte, konnte ich nichts hören. Das Zimmer schien in Schweigen gehüllt, und ich wünschte doch so sehnlich, dass der gute Hirte mir etwas sagen sollte! Wie konnte ich aber seine Stimme kennen lernen, wenn er nie zu mir sprach?

Diese Frage beschäftigte mich sehr an jenem Abend und dem darauffolgenden Tag, bis mir plötzlich ein glücklicher Gedanke kam: Ich wollte Herrn Tanner aufsuchen, ihm mein Bildchen zeigen und ihm alles erzählen, was ich erlebt hatte. Vielleicht konnte er mir erklären, wie es sich mit der Stimme des Hirten verhielt.

Darum wartete ich sehr ungeduldig, bis ich aufstehen durfte. Endlich, am vierten Tag, durfte ich zum Nachmittagstee ins Esszimmer hinunter. Es wurde eine fröhliche Mahlzeit, und als ich ins Bett zurückkehrte, überlegte ich, dass es im Grunde viel schöner sei, lieb zu sein; böse zu sein lohnte sich gar nicht recht. Ich vertraute deshalb dem guten Hirten an, dass ich nie, nie mehr unartig sein wolle.

Zu meiner Freude war es am folgenden Tag sonnig, und nach dem Mittagessen zog ich wohlgenut mit Philipp los. Es war ein besonderer Nachmittag, war ich doch vier ganze Tage nicht draussen gewesen. Er kam mir überdies recht kostbar vor, weil das Ende der Ferien so nahe bevorstand: Nur noch fünf Tage, und einer davon war ein Sonntag, zählte also nicht. Philipp wollte mir eine Eichhörchenfamilie zeigen, die er und Terry in einem Elsternnest entdeckt hatten.

«Es ist zwar ein sehr schwieriger Baum», erklärte Philipp, «und ich glaube kaum, dass du hinaufklettern kannst, weil du nicht gross genug bist. Aber ich werde hinaufgehen und dir ein Kleines herunterholen.»

«Wie willst du es tragen?» fragte ich.

«In meinem Hemd», antwortete Philipp. «Du wirst schon sehen.»

Erhobenen Hauptes ging er mir voran und piff einmal um andere die Tonleiter von oben nach unten, um womöglich einen Weidenzeisig zu überlisten, damit er ihm antworte.

Es war ein heisser, drückender Tag. Mit Wohlbehagen tauchten wir im Waldesschatten unter. Das Farnkraut reichte uns bis an die Knie, und Feldwachtelweizen überwucherte den Boden. Das Blätterdach war so dicht, dass die Sonnenstrahlen

nicht mehr hindurchdrangen. Die Pfade waren vor lauter wildwachsenden Gräsern so schmal geworden, dass wir im Gänsemarsch gehen mussten.

Das Eichhörnchennest befand sich auf der obersten Astgabel einer hohen Eiche, deren niedrigster Ast so hoch über dem Boden war, dass ich ihn nicht erreichen konnte, selbst wenn ich auf Philipps Schulter kletterte. Philipp und Terry aber konnten nackte Stämme hinaufklettern, als ob sie selber Eichhörnchen wären. Ich hatte mir die grösste Mühe gegeben, es auch zu lernen, und hatte dabei manches Kleid zerrissen und manche Schicht Haut von meinen Knien und Ellbogen geschabt, doch bisher ohne Erfolg.

Philipp stieg hinauf, seine nackten, starken Arme und Beine gegen den Stamm gepresst. Er schwang sich auf den ersten Ast und kletterte dann höher und höher, bis er oben anlangte. Die Zweige waren dünn, auf denen er stand, und seine schöne kleine Gestalt hob sich gefährlich vom Himmel ab. Er streckte sich und grub seine Hand ins Nest.

«Ei!» rief er mir zu, «es ist, als ob ich die Finger in ein Pelzbündel steckte! Sie winden sich alle und versuchen mich zu beißen.»

«O, bring mir eins, bring mir eins!» schrie ich voller Aufregung. «Ich will eins in der Hand halten; mach schnell, Phil!»

Philipp jedoch, der nie eine Sache überstürzte, knöpfte langsam und sorglich sein Hemd über einem Eichhörnchen zu.

«Jetzt komm ich herunter», verkündete er.

Eine Weile ging alles gut; dann aber tönte es erregt vom Baum herab:

«Es ist mir auf den Rücken gekrochen, Ruth, und ich kann doch meine Hände nicht freimachen. Du kannst nicht etwa heraufkommen und das Ding herausfischen?»

«Ich glaube nicht, dass es geht», rief ich zurück. «Und ausserdem: macht's dir etwas aus, dass es dir auf dem Rücken sitzt?»

«Ja», erwiderte mein Bruder in grösster Not. «Es beisst und kratzt mich ganz entsetzlich, und dabei bin ich in einer kitzligen Lage. Bitte, versuch doch zu kommen, Ruth!»

Der Gedanke an Philipps schönen braunen Rücken, der nun langsam zerfleischt wurde, war zuviel für mich. Ich grub meine Ellbogen und Knie verzweifelt in den Baumstamm und rang mich hoch. Mit brennenden Wangen und schier berstend vor Anstrengung erreichte ich den untersten Ast und war bald in Philipps Nähe.

«Bravo Ruth», rief er. «Schnell jetzt! Knöpfe mir das Hemd auf und ziehe das Ding raus. Es hat mich fast aufgefressen.»

Ich fuhr mit der Hand den Rücken hinunter und stiess auf ein aufgeregtes Pelzkügelchen, das seine Klauen an Philipp wetzte. Es zappelte und wand sich ungestüm, als ich es herauszog.

«Wo soll ich es hintun?» schrie ich. «Sag's schnell, Philipp, sonst lass ich's fallen.»

«Steck es in deine Bluse», befahl Philipp. «Dir macht das nichts, weil du ein Leibchen anhast. Ich hingegen habe bloss meine Haut.»

Ich steckte das Tierchen sehr behutsam in mein Kleid, schwang mich dann nach Affenweise vom Baum herunter und purzelte auf den Boden. Das Eichhörnchen krabbelte an mir herauf und äugte zum Halsausschnitt heraus, um zu sehen, was los sei. Philipp liess sich neben mir zu Boden fallen und zog das Tierchen ganz heraus. Dann zog er ein Biskuit aus der Tasche und brach kleine Stücke davon ab. Sofort nahm sie das Eichhörnchen zwischen die Pfötchen und begann mit winzigen, sägeartigen Zähnlein dran zu knabbern. Wie zwei helle Lichtpunkte waren seine Äuglein auf uns gerichtet. Doch als es nichts mehr zu essen hatte, trippelte es flink zu der Tasche hin und steckte das Köpfchen hinein, um mehr zu kriegen.

Lange lagen wir im Moos und spielten mit dem Eichhörnchen. Es führte sich ganz wie ein neugieriges kleines Kind auf und steckte seine Nase überall hin. Es lief uns an den Armen

hinauf und rings um den Hals und wischte uns das Gesicht mit seinem buschigen Schwanz. Es sprang von Philipps Schulter auf meine Schulter und versuchte, an meinem Ohr zu knabbern. Als wir ihm zum Spass ein Biskuit anboten und gleich wieder versteckten, kugelte es sich zusammen und schmollte.

Schliesslich verstauten wir das Tierchen in Philipps Tasche, um es ins Nest zurückzubringen; aber es erwies sich als ein sehr unabhängiges Eichhörnchen. Kaum war Philipp halbwegs den Baum hinaufgeklettert, da hatte sich der kleine Passagier bereits herausgeschafft.

«O weh!» rief Philipp, «es ist mir entwischt! Es ist an die andere Seite des Baumes hinübergesprungen, wo ich es auf keinen Fall erwischen kann.»

«Ist auch gar nicht nötig!» rief ich von meinem Standplatz aus, wo ich mit weit zurückgeworfenem Kopf zuschaute. «Du brauchst es gar nicht einzufangen; es geht auf eigene Faust heim.»

Ich behielt recht. Etwas Graubraunes flitzte den Stamm hinauf und verschwand im Eichhörnchennest.

«Ist das aber ein gescheites Eichhörnchen!» rief ich aus und tanzte begeistert um den Baum herum. «Jetzt kuschelt es sich sicher an seine Brüderchen und Schwesterchen und erzählt ihnen, dass es bei Riesen zum Essen eingeladen war, und wahrscheinlich schimpft seine Mutter mit ihm, weil es so lange nicht heimgekommen ist.»

«Vielleicht hat sie die Polizei geholt, wie Tante Margret für dich», ergänzte Philipp und liess sich unversehens von einem hohen Ast auf den Boden fallen. Er fiel über mich, und da ich ihn nicht aufhalten mochte, rollten wir beide miteinander einen kleinen Hang hinunter und blieben schliesslich übermütig lachend im hohen Farnkraut liegen.

## Meine Schafe hören meine Stimme

**Philipp**», sagte ich und richtete mich auf, «ich gehe jetzt nach Hause; ich möchte nämlich auf dem Heimweg einen Besuch machen.»

«Einverstanden», sagte Philipp gutgelaunt, «gehen wir! Wen willst du besuchen?»

«Herrn Tanner, den Hirten.»

«Fein», stimmte Philipp bei, «ich habe Herrn Tanner gern, ich komme mit dir.»

Erschreckt hielt ich an. Wie sollte ich bloss meinem Bruder den Sachverhalt erklären? Unbekümmert ging er mir voran und verfolgte eine Elster mit den Blicken.

«Philipp», sagte ich verlegen, «du kannst mich nicht begleiten. Es handelt sich um ein Geheimnis, begreifst du, und ich muss Herrn Tanner allein sprechen. Es ist etwas, von dem du nichts weisst, und ich muss allein gehen.»

Nun war die Reihe an Philipp, verwirrt zu sein. Er wandte sich ganz um und sah mich an, als ob mit mir etwas nicht in Ordnung wäre.

«Ja, warum denn?» fragte er gedehnt. «Du sagst mir deine Geheimnisse doch immer! Du solltest sie nicht Herrn Tanner zuerst sagen; ich bin dein Bruder, und er ist nur ein alter Mann.»

Ein Schatten lag in seinen hellen blauen Augen, und sein Gesicht war gerötet. Ich sah, dass er tief gekränkt war, und es wurmte mich entsetzlich.

«Aber du würdest es nicht begreifen», suchte ich verzweifelt zu erklären. «Siehst du, es ist nicht eine Erfindung oder ein Vorwand. Es ist ein wirkliches, wahrhaftiges und sehr wichtiges Geheimnis. Vielleicht würdest du mir nicht glauben oder mich auslachen.»

Jetzt blickte Philipp nicht nur gekränkt, sondern geradezu empört drein.

«Noch nie habe ich dich ausgelacht», sagte er vorwurfsvoll, «und immer habe ich dir geglaubt. Es ist nicht schön von dir, Ruth, ein wirkliches, echtes Geheimnis zu haben und es mir nicht zu sagen. Ich vertraue dir meine immer an.»

Lange standen wir uns gegenüber und schwiegen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

«Also gut», lenkte Philipp schliesslich ein und bemühte sich, gleichgültig zu scheinen, «ich gehe jetzt nach Hause. Du wirst mich im Garten treffen, wann du kommst.» Er wandte sich um und ging weiter, und ich folgte ihm unglücklichen Herzens. Wir gingen hintereinander her bis zur Stelle, wo die Wege sich trennten: der eine führte durch die Wiese zu unserem Hause, der andere hinauf zu den Schafhürden.

«Leb wohl», sagte Philipp, ohne sich umzusehen, «auf Wiedersehn!»

Er nahm den untern Weg und ich den oberen; aber nach wenigen Schritten schon wandte ich den Kopf, um zurückzuschauen. Philipp schritt langsam über die Wiese, die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt, als suche er etwas. Er fühlte sich offenbar sehr unglücklich, denn er hielt nicht einmal Ausschau nach Vögeln.

Während ich so der einsamen kleinen Gestalt nachschaute, erkannte ich blitzartig – wohl zum erstenmal –, was für ein Bruder Philipp für mich stets gewesen war. Ich entsann mich, wie ernsthaft er mir jeweils zugehört hatte, wenn ich mein Lockenköpfchen an seine Schulter gelehnt und ihm meine Kleinkindereinfälle ins Ohr geflüstert hatte. Wie geduldig war er auf meine Phantasiespiele mit meinen Puppen eingegangen! Wie schnell war er von der Schule heimgerannt, damit ich ihn nicht etwa vermissem! Wie treu hatte er vor allem stets zu mir gestanden, wenn ich mürrisch und ungezogen gewesen und dafür bestraft worden war! Als ich das alles überdachte, wollte ich plötzlich kein einziges Geheimnis mehr haben, das ich

nicht mit Philipp hätte teilen können. Freilich wollte ich weiter dem guten Hirten angehören; aber nicht allein, auch Philipp sollte ihm angehören; dann konnten wir uns gemeinsam an dem Geheimnis freuen.

Ich flog den Hügel hinunter, ihm nach, so rasch als meine Beine mich tragen konnten, und rief laut seinen Namen. Philipp wandte sich um und wartete auf mich, und mitten im Laufen musste ich mir eingestehen, wieviel netter er war als ich. An seiner Stelle wäre ich beleidigt weitergegangen, als hörte ich nichts!

Ich erreichte Philipp völlig ausser Atem und rannte in ihn hinein, um anhalten zu können.

«Philipp!» schnaufte ich, «ich habe es gar nicht so gemeint. Ich will keine Geheimnisse vor dir haben und werde dir immer alles sagen. Bloss jetzt ist etwas da, das ich nicht verstehe, und ich kann dir's nicht recht erklären, bevor ich Herrn Tanner gefragt habe. Nachher sollst du alles wissen; ich erzähle dir's morgen im Wigwam, und dann kannst du's auch haben.»

Der Schatten verschwand augenblicklich aus Philipps Augen, und sein schönes Lächeln kam wieder hervor. Nie gab es einen Jungen, der schneller bereit gewesen wäre, zu vergeben und einen Streit zu vergessen.

«Geht in Ordnung», versicherte er. «Es ist mir gleich, dass du es Herrn Tanner sagst, wenn ich bloss nachher auch drankomme. Aber es ist alles verdorben, wenn wir einander nicht mehr alle unsere Geheimnisse anvertrauen.»

Ich war so selig, ihn wieder froh zu sehen, dass ich meine Arme um seinen Hals schlang und ihn küsste. Das war schon lange nicht mehr vorgekommen. Er sah ganz überrascht und benommen drein und schaute rasch um sich, ob niemand uns gesehen habe. Dann wischte er sich die Wange mit dem Ärmel, denn es war ein ziemlich feuchter Kuss gewesen, lächelte mich nochmals strahlend an und trabte heimzu.

Ich machte kehrt und rannte den Hügel hinan. Auf halbem Wege hielt ich jedoch an und sah mich nach Philipp um. Dies-

mal ging er erhobenen Hauptes; er hatte alles andere vergessen und schaute den Schwalben nach.

Meine Wangen brannten, als ich die Schafhürden erreichte. Erleichtert stellte ich fest, dass Herr Tanner da war. Er hatte etwas an einem Tor auszubessern. Ich lief auf ihn zu und nahm seine grosse Hand in meine beiden kleinen Hände.

«Herr Tanner», begann ich ohne Umschweife, «ich bin gekommen, um Ihnen etwas zu sagen. Ich habe herausgefunden, was mit der Geschichte gemeint ist, die Sie mir vorgelesen haben. Ich weiss jetzt, dass ich das Schäflein bin und Jesus der gute Hirte ist.»

Mit seinem Hammer in der Hand stand Herr Tanner vor mir und schaute auf mich herab, während seine Augen aufleuchteten.

«Das freut mich aber mächtig, Kleine», sagte er bewegt. «Willst du mir nicht ein bisschen mehr davon erzählen?»

«O ja, gern», erwiderte ich und setzte mich mit ihm auf die Bank. Ich war so erfreut, einen Menschen zu finden, der mir glaubte, dass ich meine Schüchternheit ganz vergass.

«Ich bin unartig gewesen», erzählte ich, «und von zu Hause weggelaufen und eine ganze Nacht allein im Dunkeln in einer Kirche geblieben. Am Morgen hat der Pfarrer mich gefunden und zu sich heimgenommen. Und er hat mir ein Bild gezeigt von einem verlorenen Schäflein – grad wie Ihr Lamm, Herr Tanner – und einem Hirten, der sich über den Abgrund beugt. Das Lamm war fortgelaufen wie ich, und der Hirte ist wie Jesus, weil er mich gesucht hat, als er am Kreuz gestorben ist. Und deshalb habe ich ihn auf dem Heimweg gebeten, mich zu finden und mich lieb zu machen. Und jetzt bin ich sein Schäflein und gehöre ihm.»

Herr Tanner hatte aufmerksam zugehört; sein runzeliges altes Gesicht strahlte vor Freude.

«Gott sei Dank dafür, Kleine!» rief er aus. «Wenn du ihm jetzt gehörst, so wirst du ihm immer gehören. Niemand kann dich aus seiner Hand reissen.»



*Mit seinem Hammer in der Hand stand Herr Tanner vor mir . . .*

«Herr Tanner», erkundigte ich mich, «gehören Sie ihm auch?»

«Aber sicher, Kleine», erwiderte er, «ich gehöre seit nahezu fünfzig Jahren zu seiner Herde.»

«O Herr Tanner», fuhr ich eifrig fort, «haben Sie denn seine Stimme schon gehört? Es heisst doch, dass seine Schafe seine Stimme hören; aber ich habe gelauscht und gelauscht, und nie

sagt er etwas zu mir. Und ich möchte ihn doch so gerne reden hören!»

Herr Tanner überlegte lange, bevor er mir eine Antwort gab. Dann kam es langsam, bedächtig über seine Lippen:

«Ich werde jetzt meinen Schafen rufen, Kleine. Beobachte sie gut, vor allem jene, die dort drüben bei der Hecke grasen, und merke dir den Unterschied!»

Gespannt betrachtete ich die Herde, als der Hirte nun einen tiefen, klangvollen Ruf ertönen liess. Jedes einzelne Schaf auf der Weide hob erwartungsvoll den Kopf und kam einige Schritte näher. Einzig die Gruppe bei der Hecke graste weiter, als ob nichts geschehen wäre.

«Warum bewegen sich jene nicht?» fragte ich, «haben sie nichts gehört?»

«Doch, sie hören mich ganz gut», antwortete der Alte, «aber sie kennen den Ton meiner Stimme nicht, weil sie einem andern Hirten, der krank geworden ist, angehören. Sie sind erst vor zwei Tagen zu meiner Herde gekommen. Wenn ich sie aber eine Woche lang geweidet und geführt, gefüttert und gestreichelt habe, dann werden sie mich ebensogut kennen wie die übrige Herde. Schau, Kleine, jetzt reden noch viele Stimmen zu deinem Herzen, und du gehörst erst seit ein paar Tagen dem guten Hirten. Deshalb hast du wohl noch nicht gelernt, seine Stimme von allen anderen Stimmen zu unterscheiden, denn es ist eine gar feine, leise Stimme.»

«So sagen Sie mir, bitte, was ich machen soll!» bat ich.

«Ja, es ist halt so», sagte er schliesslich nach einer erneuten, längeren Pause, «drängt es dich nicht manchmal, ein böses kleines Mädchen zu sein?»

«O ja, oft», antwortete ich. «Bevor ich davonlief, war ich fast jeden Tag zornig und ungezogen gegen Tante Margret.»

«Na also», fuhr Herr Tanner weiter, «merk dir dies: Wenn du das nächste Mal anfangen willst, zornig zu werden, dann denke daran, dass in deinem Herzen zwei Stimmen reden: Die Stimme des Feindes flüstert dir zu, Krach zu schlagen, zu

stampfen und wüst zu tun. Aber wenn du dich einen Augenblick zurückhältst und lauschest, wirst du vielleicht eine andere, eine sanfte, leise Stimme hören, die dich mahnt, lieb und folgsam zu sein. Das ist die Stimme des guten Hirten. Und wenn du lernst, auf diese Stimme zu achten, wird sie wieder zu dir sprechen. Du wirst sie immer und überall hören können. Der Hirte spricht zu mir hier draussen auf den Feldern und wenn ich meine Bibel lese. Ich weiss, sie ist nicht bloss ein gedrucktes Buch für gelehrte Leute, sie ist die Stimme meines Heilandes, der zu mir spricht.»

Inzwischen waren die Schafe, von der wohlbekanntesten Stimme angelockt, ganz nahe herangekommen. Sie drängten sich an die Knie des Hirten und blickten mit sanften Augen zu ihm auf. Als er zu sprechen aufhörte, entfernten sie sich und grasten friedlich weiter.

«Bald wird es Zeit sein, sie zu scheren», bemerkte der Alte gedankenverloren. Ich sprang auf und streckte ihm die Hand entgegen.

«Vielen Dank, Herr Tanner», sagte ich, «ich gehe jetzt nach Hause, um zu horchen, wie Sie gesagt haben, und ich hoffe, dass es mich bald einmal gelüftet, zornig zu werden.»

Er schüttelte den Kopf.

«Wünsche du dir so etwas nicht», warnte er, «und versuche ja nicht, selber durchzukommen. Bedenke, nur der Heiland kann dich davor bewahren, das Böse zu tun.»

Er sprach mit grossem Ernst, und während ich gleich darauf querfeldein nach Hause lief, dachte ich angestrengt über seine Worte nach. Wie eigenartig war es doch, dass es mir nie gelingen wollte, meine Zornesausbrüche selbst rechtzeitig aufzuhalten! Aber es war so, ich hatte es oft genug erfahren.

Philipp war nicht im Obstgarten. Ich ging deshalb ins Haus, um ihn zu suchen. Zu meiner nicht geringen Bestürzung vernahm ich Stimmen im Esszimmer. Man war bereits am Nachmittagstee, und ich hatte mich verspätet. Das war uns nicht erlaubt. Ich trat deshalb schuldbewusst ins Zimmer und ging mit

einem ängstlichen Seitenblick nach Tante Margret auf meinen Stuhl zu. Sie schaute bedenklich finster drein.

«Ruth», sagte sie scharf, «du bist schon wieder spät. Ich dulde das einfach nicht. Setz dich und iss, ohne ein Wort zu sprechen. Und Schokoladekuchen kriegst du keinen.»

Das war mir eine schreckliche Strafe, denn gerade für Schokoladekuchen hatte ich eine Schwäche. Er kam bei uns selten auf den Tisch. Ich stampfte auf und warf den Kopf in den Nacken. Mein ganzes Glück schmolz dahin. Eine Springflut von zornigen Worten schien in meinem Herzen emporzuquellen und aus meinem Munde hervorbrechen zu wollen. Schon hatte ich den Mund geöffnet, da erinnerte ich mich plötzlich...

Wenn ich jetzt einen Wutanfall bekäme, könnte ich nicht auf die leise Stimme des Hirten hören, und wenn ich jetzt nicht auf ihn hörte, redete er vielleicht nie mehr zu mir.

Es war so schwer, jene zornigen Worte zurückzuhalten, dass ich die Hand auf den Mund presste, um sie nicht herauszulassen. Da stand ich nun mitten im Zimmer und lauschte angestrengt, während meine Tante und Philipp mich höchst erstaunt betrachteten.

«Was ist los?» fragte meine Tante eisig, «hast du dir auf die Zunge gebissen?»

Ich gab keine Antwort, weil mir auf einmal der Vers in den Sinn gekommen war, über den Herr Tanner und ich miteinander gesprochen hatten: «Meine Schafe hören meine Stimme, und sie folgen mir.» Dem Hirten nachfolgen, das hiess ihm gleichen. Und wenn ich ihm gleichen wollte, musste ich aufhören zu stampfen, zu schreien, freche Antworten zu geben und zu schmollen, denn der Herr Jesus hatte das nie getan.

«Hilf mir, dir nachzufolgen!» murmelte ich in meinem Herzen. «Nimm meinen Ärger weg, schnell, bitte!»

Ich atmete tief und steckte meine Hand wieder in die Tasche. Dann setzte ich mich wortlos auf den Stuhl. Mein Ärger war wie weggeblasen. Tante Margret starrte mich immer noch an, als fürchte sie sich vor dem, was im nächsten Augenblick ge-

schehen könnte. Doch ich kaute schweigend an meinem Butterbrot. Ich warf keinen Blick auf den Schokoladekuchen, denn ich fürchtete, sein Anblick könnte meinen Ärger neu entfachen.

Der Rest der Mahlzeit verlief schweigsam. Am Schluss sagte Tante Margret, ich solle lieber gleich zu Bett gehen, da ich heute zum erstenmal seit meiner Erkältung draussen gewesen sei. Das war mir ganz recht, denn ich hatte so vieles, was meine Gedanken beschäftigte, dass ich gern allein sein wollte. So rasch als möglich schlüpfte ich unter meine Decke.

Durchs offene Fenster schaute ich in die Abenddämmerung hinaus. Der Himmel hatte die Farbe von dunkelblauer Glockenblumen. Als ich lange genug hingeschaut hatte, entdeckte ich, dass einzelne Sterne in der blauen Tiefe verborgen waren. Ein paar verspätete Vögel zwitscherten sich in den Zwetschgenbäumen «Gute Nacht» zu, und Fliedergeruch erfüllte die stille Luft.

Meine Arme hatte ich um den Kopf gelegt. So lag ich in den Kissen und schaute und lauschte, bis der Schlaf mich übermannte. Ich war restlos glücklich, denn an diesem Tage hatte ich zwei wundervolle Erlebnisse zum erstenmal gehabt: Ich hatte die Stimme des guten Hirten vernommen, und ich war einen glatten Baumstamm hinaufgeklettert.

## Der Unfall

Am folgenden Tag machten wir uns auf den Weg zur Indianerhütte, wo wir über das Geheimnis sprechen wollten. Doch als wir eben über den Zaun kletterten, sprang Terry wie ein Hase über den Graben und verkündete, er sei gekommen, um den Vormittag mit uns zu verbringen. Er hatte sich im Graben versteckt, um uns zu überraschen, und nun, nach wohlgeunger Überraschung, liessen wir uns alle am Wegrand nieder, um Pläne zu schmieden.

Im Grunde hatte Terry bereits alles abgemacht, und wir hatten ihm nur zu folgen. Er hatte eine hohe Esche entdeckt mit einem Taubennest im Wipfel, und wenn Philipp Ringeltaubeneier sehen wollte, musste er sich beeilen, denn dort lagen drei prächtige. Die Esche hatte eine Astgabel, und Terrys Vorschlag war, dem Nest gegenüber aus Zweigen und Holzstücken eine Art Plattform zu bauen, wo wir sitzen und zusehen konnten, wie die Jungen ausschlüpfen. Die Taubenmutter würde wahrscheinlich denken, wir seien eine andere Sorte von grossen Vögeln und bauten wie sie ein Nest. Sie würde sich nicht vor uns scheuen, so behauptete Terry wenigstens, und er schien immer genau zu wissen, was die Vögel dachten.

Wir waren begeistert und trabten davon, im Gänsemarsch durch den Wald. Es war ziemlich weit bis zu jener Esche. Sie stand auf der anderen Seite des Baches, mitten unter den Lärchen, die dort wuchsen. Ach, wie schön waren die Lärchen zu dieser Jahreszeit! Sie waren über und über mit winzigen roten Zäpfchen besteckt, die wie Edelsteine glänzten, und die niederhängenden Äste waren von so lebhaftem Grün, dass die übrigen Bäume im Vergleich dazu farblos aussahen. Als ich klein war, bildete ich mir ein, die Elfen schaukelten sich auf den Lärchenzweigen. Jetzt wusste ich's besser. Aber ich liebte sie trotzdem,

und ich blieb einen Augenblick zurück, um die Blütenzäpfchen zu streicheln, während die Buben vorausstürzten.

Die Esche stand abseits von jedem begangenen Wege; kein Wunder, dass Brombeerranken und Brennesseln hier alles überwucherten. Ich folgte, so gut ich es vermochte, den Spuren meiner Gefährten. Doch das Gestrüpp setzte meinen nackten Beinen arg zu, so dass sie allmählich die Farbe von unreifen Brombeeren bekamen. Als ich die Buben endlich eingeholt hatte, liess ich mich am Fusse des Baumes nieder und betupfte meine wunden Knie mit dem Taschentuch.

«Tut mir leid», entschuldigte sich Philipp, «ich habe ganz vergessen, dass deine Beine kürzer sind als unsere und nicht so grosse Sätze über das Gestrüpp nehmen können. Auf dem Heimweg musst du hinter mir bleiben; dann kann ich alle Dornzweige für dich niedertreten.»

Terry betrachtete meine blutenden Knie.

«Sie ist doch ein tapferer kleiner Kerl», bemerkte er, und ich fühlte mich, als hätte ich soeben ein Ehrenkreuz erhalten. Für dieses Lob wäre ich ohne weiteres nochmals durch Dornen und Brennesseln gegangen!

Terry hatte keine Zeit zu verlieren. Er duckte sich wie ein Panther und sprang den niedrigsten Ast der Esche an. Er ergriff ihn mit einer Hand und schwang sich hinauf. Alle Muskeln an seinem Körper waren gestrafft. Nie seither habe ich ein elf-jähriges Kind angetroffen, das so stark und geschmeidig war wie Terry.

«So», schrie er, bäuchlings mit gespreizten Beinen auf dem Aste liegend, «hisse mir Ruth herauf, dass ich sie packen kann!»

Philipp hob mich auf seine Schultern, Terry ergriff mich bei den Handgelenken und zog, bis ich den Ast fassen konnte. Ich wand und krümmte und verdrehte mich, bis ich schliesslich pustend neben Terry sass. Philipp nahm zweimal einen mächtigen Anlauf, fiel aber zurück. Beim drittenmal erwischte er den Ast und zog sich in die Höhe. Da hockten wir nun nebeneinander wie drei vergnügte kleine Affen und baumelten mit den

Beinen. Dann teilten wir unseren Proviant mit Terry. Der schien es als eine Selbstverständlichkeit zu betrachten, dass Tante Margret ihn zum Haushalt mitrechnete, und ass jedesmal weit mehr als sein Teil. Doch wir überliessen es ihm gern, denn wir waren uns längst einig, dass Terrys Mutter ihn zu Hause hungern liess. Wer anders als ein Ausgehungerter konnte mit solch einem Wolfshunger über sein Essen herfallen?

«Kommt», sagte Terry und schlang den letzten Bissen herunter, «gucken wir uns das Nest an!»

Und hinauf kletterte er wie ein Matrose am Seil. Philipp und ich folgten etwas langsamer. Das Nest befand sich auf einer Plattform von ineinandergewobenen Zweigen. Als wir näher kamen, vernahmen wir das ängstliche Gurren der Ringeltaube. Dann auf einmal schwirrten wunderschöne, perlgraue Flügel durch das Geäst, und der Vogel liess sich auf dem höchsten Zweig der gegenüberliegenden Astgabel nieder. Von dort aus überwachte er uns und sein Nest.

Als ich sah, wie nachlässig das Nest gebaut war, wunderte ich mich, dass die reinen, länglichen Eier nicht hinausfielen. Ein paar lose zusammengefügte Reiser mit ein wenig Moos zwischendrin, das war alles. Aber die Eier waren warm und wohlgepflegt und die Mutter halb wahnsinnig vor Angst. Terry lehnte sich zurück und betrachtete den erschreckten Vogel.

«Ein guter Platz dort, um die Eier zu überwachen», bemerkte er gelassen. «Ich will selber mal hinauf.»

«Das kannst du doch nicht!» widersprach Philipp. «Die Zweige werden dich nicht tragen; sie tragen ja kaum die Taube.»

Doch Terry war manchmal ein Prahlhans. Wenn jemand behauptete: das kannst du nicht!, dann musste er unbedingt beweisen, dass er es doch konnte. Drum sagte er jetzt bloss:

«Na, ich will dir's zeigen.»

Und schon schwang er sich auf die andere Seite des Baumes.

Philipp und ich schauten in gebanntem Schweigen zu, wie die behende kleine Gestalt höher und höher stieg. Die Ringel-

taube sah ihn kommen, erhob sich lautlos und liess sich mit halb ausgebreiteten Flügeln wieder auf ihr Nest nieder. Wir aber hatten nur noch Augen für Terry. Früher schon hatten wir ihn unerhört waghalsige und beinahe unmögliche Kunststücke vollbringen sehen, aber das übertraf alles. Schon bogen sich die grauen Zweige beängstigend unter seiner Last.

«Halt!» schrie Philipp mit heiserer Stimme. Doch Terry achtete nicht darauf. Sein helles Lachen tönte durch das Blattwerk an unsere Ohren, und noch immer kletterte er höher, allerdings mit grösster Vorsicht.

«Er hat's erreicht», hauchte Philipp. Und tatsächlich, dort oben, sich an einem leichten Zweige haltend, hob Terrys hübsche Gestalt sich vom Himmel ab. Der Wind, der träge durch die Baumkronen strich, hatte sich in seinem Haar verfangen und ihm die Strähnen von der Stirne weggeblasen. Seine dunklen Augen funkelten vor Freude und Triumph. Wenn ich heute an Terry denke, sehe ich ihn mit Vorliebe so vor mir. Es war das letzte Mal, dass wir ihn stark und gesund sahen.

Ich kann kaum sagen, was nun geschah. Philipp und ich haben nie miteinander darüber gesprochen. Ich weiss, dass wir uns beide bemühen, nicht daran zu denken, und doch werde ich die Erinnerung mein Leben lang nicht loswerden. Terry achtete nicht auf unsere entsetzten Zurufe und begann sich hin- und herzuschwingen. Zweimal bog sich der Zweig unter ihm, aber das dritte Mal krachte er, und Terry wurde ins Leere geschleudert. Er stiess einen einzigen, gellenden Schrei aus, der das Waldesschweigen zerriss und mir wochenlang Nacht für Nacht in den Ohren tönte. Wir hörten seinen Körper durch Blätterwerk und Geäst stürzen, was seinen Fall wenigstens teilweise aufhielt, dann einen dumpfen Aufschlag – dann nichts mehr.

Bis heute weiss ich nicht, wie Philipp und ich heil auf den Boden gelangen konnten, so rasend schnell kletterten wir vom Baum herunter. Philipp war zuerst drunten, aber irgendwie kam auch ich an. Keuchend und schluchzend fiel ich auf den Boden und vergrub mein Gesicht zitternd im Moos – ein kleines

Häufchen Elend. Ich wagte nicht, Terry anzusehen, doch Philipp kniete neben ihm und hatte sich davon überzeugt, dass er noch atmete. Dann kam er zu mir herüber und legte liebevoll den Arm um mich.

«Ruth», sagte er mit bebender, angsterfüllter Stimme, «ich bin nicht ganz sicher, aber ich glaube, er lebt noch. Wir können ihn unmöglich wegtragen. Wir müssen ein paar Männer und einen Arzt holen. Ich glaube, es ist besser, ich gehe, weil ich schneller laufen kann und weniger weine als du. Aber, Ruth, wir dürfen ihn nicht allein lassen, weil er vielleicht aufwacht und sich fürchtet und jemand braucht. Bist du willig, bei ihm zu bleiben? Ich werde so rasch wie möglich zurückkehren.»

Ich schauderte und schüttelte leidenschaftlich den Kopf. Ich konnte unmöglich allein bleiben. Ich war viel zu erschrocken. Schluchzend hing ich mich an meinen Bruder und flehte ihn an, mich an seiner Stelle gehen zu lassen. Aber Philipp wollte nichts davon hören.

«Schau, Ruth», sagte er eindringlich, «vielleicht stirbt er bald. Wenn aber der Arzt rechtzeitig käme, könnte er etwas tun, um ihm zu helfen. Ich bin viel schneller dort als du, weil meine Beine so viel länger sind. Du musst mich sofort gehen lassen und dir Mühe geben, tapfer zu sein und nicht mehr zu weinen.»

Sanft löste er sich aus meiner Umklammerung, und weg war er wie ein Pfeil. Ich lag am Boden und lauschte dem Knacken der dürren Zweige und dem Rascheln des Laubes unter seinen Füßen. Dann erstarb auch dieses Geräusch. Einzig das Girren der Tauben unterbrach noch die Waldesstille.

Nun war ich ganz allein mit Terry, und ich sagte mir: Du musst dich zwingen, ihn anzusehen! So biss ich denn auf die Zähne, ballte die Fäuste und richtete mich auf.

Was ich dann sah, löste die Spannung in mir. Nie zuvor hatte ich einen bewusstlosen oder schwerverletzten Menschen gesehen, und ich hatte mir vorgestellt, dass es etwas Grässliches sein müsse. Doch Terry, der mit weit ausgebreiteten Armen auf

dem Rücken lag, hätte ebensogut eingeschlafen sein können. Bloss waren seine Lippen ungewöhnlich blass und sein Atem sehr schwach. Er sah weder verletzt noch erschreckt aus, nur seltsam friedlich. Während ich ihn so betrachtete, kam auch über mich ein eigenartiger Friede. Mir schien, Terry könne jeden Augenblick erwachen, frisch und munter, nach einem so tiefen Schlaf. Und dann würden wir alle miteinander wieder glücklich sein.

Langsam zerrann Minute um Minute. Terry regte sich nicht. Wachend und sinnend sass ich noch immer neben ihm. Vielleicht war er bereits tot? Bei diesem Gedanken durchfuhr es mich kalt, und mir wurde ganz übel. Wieder füllten meine Augen sich mit Tränen der Angst. Wenn doch nur Philipp zurückkehren wollte! Was war das überhaupt: sterben? Und wenn Terry gestorben war, wohin war er dann gegangen? Man würde seinen leblosen Körper auf den Friedhof tragen und in die Erde legen. Aber ich wusste wohl, dass das nicht mehr der richtige Terry sein konnte. Der war jetzt wahrscheinlich im Himmel, wie es in den Liedern hiess, die wir in der Kirche sangen. Aber würde Terry dort glücklich sein – ein schmutziger, ziemlich schlimmer kleiner Bub auf jenen goldenen Strassen und zwischen den weissen Engeln?

Plötzlich kam mir Johanna Köhlin in den Sinn, die «beim Herrn war» und die mit solch strahlendem Antlitz im Traum vor mir gestanden hatte. Vielleicht hiess sterben einfach: zum Hirten gehen und bei ihm leben, ihn mit unseren Ohren reden hören und mit unseren richtigen Augen sehen, statt bloss in unserem Herzen. Wie schön musste das sein! Kein Wunder, dass jenes kleine Mädchen so glücklich ausgesehen hatte. Vielleicht war das auch der Grund, weshalb Terry so friedlich dalag.

Aber Terry wusste ja nichts vom guten Hirten und würde sich vielleicht gar nicht freuen, bei ihm zu sein. Ich war überzeugt, dass Terry nie von ihm gehört hatte. Wenn ich nur Gelegenheit gehabt hätte, ihm vom Hirten zu erzählen! Im Fall, dass er jetzt nicht starb, wollte ich ihm sofort sagen, was ich

wusste. Dann würden Philipp und Terry und ich, wir alle drei, zur Herde gehören. Aber schliesslich, sogar wenn Terry tot wäre, würde der gute Hirte doch sicher dafür sorgen, dass er glücklich sei. Es war doch wahrhaftig nicht Terrys Schuld, wenn er den Hirten nie gebeten hatte, ihn zu finden und ihm zu vergeben! Es war eigentlich ganz meine Schuld, weil ich das Geheimnis für mich behalten hatte, statt es mit ihm zu teilen.

Ich hielt die Arme um die Knie geschlungen, den Blick auf Terrys regungsloses Gesicht gerichtet, und fühlte mich zwischen Hoffnung und Furcht hin- und hergerissen. Alle paar Minuten vermeinte ich Philipp zu hören. Aber es war jedesmal bloss ein Hase oder ein Vogel oder ein Windstoss in den Bäumen. Der Sonnenschein drang durch das leichte, hellgrüne Geäst des Lärchenwaldes, und ein Strahl blieb auf Terrys Haar haften, als ob Gott selbst ihn anrühre, dachte ich. Meine Gedanken gingen zum Heiland, von dem ich jeden Morgen im Lukasevangelium las, wie er Männer, Frauen und Kinder, die wund und krank waren, anrührte, und sie wurden alle augenblicklich gesund.

«O Gott», flüsterte ich und schaute durch die Zweige zum Himmel hinauf, «bitte, mach Terry gesund! Lass ihn nicht sterben. Wir möchten ihn so gern bei uns behalten. Amen!»

In diesem Augenblick ertönte Philipps Stimme durch die Bäume, sowie einige Männerstimmen, und gleich darauf erschien ein kleiner Zug: Philipp voran, dann Onkel Peter, der am Samstag immer zu Hause war, und der freundliche Doktor Patt, der mich gepflegt hatte, als ich die Masern gehabt hatte. Hinter ihnen kamen zwei Männer in dunkler Uniform, die eine Bahre trugen. Ich erfuhr später, dass es Krankenträger waren.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, kniete der Arzt nieder, griff nach Terrys kleiner, brauner Hand und legte lange seine Finger aufs Handgelenk. Dann strich er sauft über Terrys Kopf, zog ihm die Augenlider hoch und bog seine Arme und Beine sorgsam vor- und rückwärts. Schliesslich fragte er mich:

«Hat er sich bewegt, seitdem er gefallen ist?»



... und ein Strahl blieb auf Terrys Haar haften,  
als ob Gott selbst ihn anrühre

«Nein», erwiderte ich, «er hat die ganze Zeit still dagelegen, als ob er schlafen würde.»

Durch den Klang meiner eigenen Stimme ermutigt, zupfte ich den Arzt am Ärmel und flüsterte:

«Ist er tot?»

Dr. Patt legte mir den Arm um die Schultern.

«Nein», antwortete er freundlich, «er ist nicht tot, aber sehr schwer verletzt. Du bist ein tapferes Mädchen, dass du ganz allein hier geblieben bist und zu ihm geschaut hast. Wir fahren ihn jetzt so schnell als möglich ins Krankenhaus, und ich werde sehen, was ich für ihn tun kann.»

Mit grösster Sorgfalt wurde Terry auf die Bahre gehoben, und die Männer setzten sich mit der kostbaren Last in Bewegung. Als Onkel Peter bemerkte, wie bleich und müde ich aussah, beugte er sich nieder und nahm mich auf die Arme wie ein kleines Kind. Ich schmiegte mich an ihn, legte meinen schmerzenden Kopf an seine Schulter und fühlte mich wunderbar getröstet. Onkel Peter und ich waren von jeher gute Freunde gewesen.

Philipp ging mit abgewandtem Kopf neben uns her, so dass mir sein Gesicht erst auffiel, als er mir einen Blick zuwarf. Ich erschrak. Er sagte kein Wort, aber er hielt die Lippen krampfhaft zusammengepresst, und seine Augen hatten einen verzweifelten Ausdruck. Sie erinnerten mich an die Augen jenes Hasen, den ich einmal in einer Falle gefunden hatte. Seine Wangen brannten, während der übrige Teil des Gesichts schneeweiss war. Da erkannte ich, dass all meine Ängste nichts waren im Vergleich zu seiner tiefen Herzensnot. Es drängte mich, seine Hand zu fassen und ihn zu trösten, aber ich wusste, dass ich nichts sagen und nichts tun konnte, um ihm zu helfen. Nichts konnte ihn trösten, nichts ausser Terrys Heilung.

Um der Bahre jegliche Erschütterung zu ersparen, gingen wir alle sehr langsam; denn der schmale, überwachsene Fussweg, der zur Strasse führte, war steinig und höckerig. Die Zweige der Haselnußstauden streiften mein Gesicht, obwohl ich

in Onkel Peters Armen lag. Auf der Strasse wartete der Sanitätswagen auf uns. Dr. Patt stieg ein und setzte sich neben Terry. Die Träger nahmen vorn Platz.

«Wann werden Sie uns sagen, wie es ihm geht?» fragte ich noch rasch, bevor er die Tür zuzog.

«Ich komme morgen an eurem Haus vorbei», antwortete der Arzt, «da werde ich schnell hereinschauen und euch Bericht geben.»

Die Tür wurde zugeschlagen, der Motor sprang an, und der Wagen verschwand in einer Staubwolke. Onkel Peter, Philipp und ich gingen langsam nach Hause. Onkel Peter stellte uns einige Fragen über Terry, im übrigen blieben wir schweigsam. Keinem von uns war es ums Reden.

Der traurige Tag zog sich endlos in die Länge. Wir schlichen im Garten herum und waren unfähig, irgend etwas Rechtes in die Hände zu nehmen. Bei den Mahlzeiten fehlte uns der Appetit. Tante Margret hatte Bedauern mit uns und las uns nach dem Essen Geschichten vor. Doch wir waren beide froh, als es Schlafenszeit war. Tante Margret kam herauf und gab uns einen Gutenachtkuss. Kaum waren ihre Schritte im Treppenhaus verhallt, so sprang ich aus dem Bett und eilte zu Philipp hinüber. Er lag zusammengekauert unter seiner Decke und musste geweint haben, denn seine Stimme klang verschnupft, und sein Kopfkissen war feucht. Ich schlüpfte am Fussende des Bettes unter die Decke und kugelte mich zusammen wie ein Kätzchen.

«Ruth», flüsterte Philipp mit unsicherer Stimme, «glaubst du, dass er sterben wird?»

«Nein», erwiderte ich bestimmt, «ich glaube es nicht.»

«Warum nicht?» fragte Philipp, über meine Sicherheit verwundert. «Hat Dr. Patt dir etwas gesagt, was ich nicht gehört habe?»

Ich spreizte und krümmte meine Zehen unter der Decke wie immer, wenn ich eingeschüchtert war. Ich hätte nicht sagen

können, warum, aber ich hatte den Eindruck, dass ich jetzt versuchen sollte, mein Geheimnis meinem Bruder mitzuteilen.

«Ja, siehst du», begann ich, «als du heute fortgelaufen warst, um Hilfe zu holen, habe ich ganz fest zu Gott gebetet, dass er Terry wieder gesund mache, und drum glaube ich, dass er's macht.»

Vom andern Ende des Bettes schaute mich Philipp mit grossen Augen an.

«Das habe ich auch getan», bekannte er langsam. «Auf dem ganzen Heimweg habe ich immerzu gesagt: <O Gott, bitte, lass Terry nicht sterben!> Aber ich weiss nicht, ob es etwas genützt hat. Ich bin kein besonders braver Junge, und gewöhnlich vergesse ich überhaupt, mein Gebet zu sagen. Es macht ja doch nicht viel aus, ob ich's sage oder nicht.»

«Aber Philipp», sagte ich und richtete mich auf, so ernst war es mir, «du brauchst gar nicht besonders brav zu sein, um zu beten. Du musst nur dem guten Hirten angehören. Das ist eben das Geheimnis, das ich dir heute sagen wollte. Ich habe es mir nicht selber ausgedacht; der Pfarrer hat es gesagt, als ich weg-gelaufen war. Und in der Bibel steht es auch. Wenn wir unartig sind, sind wir wie die Schafe, die davonlaufen und sich verirren und den Rückweg nicht finden. Aber Jesus ist der Hirte. Er kommt uns suchen, und wenn wir ihn darum bitten, findet er uns. Aber er wartet immer, bis wir ihn darum bitten. Nachher gehören wir ihm, und er hört auf alles, was wir ihm sagen. Er redet auch mit uns und sagt uns, wie wir brav sein können. Herr Tanner hat mir das erklärt, und gestern abend hat der Hirte tatsächlich zu mir gesprochen und mir geholfen, so dass ich nicht wütend wurde, als Tante Margret mir keinen Schokoladekuchen geben wollte.»

Philipp sah mich unverwandt an. Das Mondlicht liess sein Gesicht noch blasser erscheinen.

«Fahr weiter», sagte er, «und hör auf, mit den Zehen zu zappeln. Du brauchst dich nicht vor mir zu genieren.»

«Es gibt nicht mehr viel zu erzählen», sagte ich, «nur das eine noch: Als Terry am Boden lag, schien die Sonne plötzlich durch die Bäume, gerade auf sein Haar, und ich dachte: Vielleicht ist das Gott, der ihn auf diese Weise anrührt und gesund macht, wie Jesus die Menschen anrührte. Seitdem bin ich beinahe sicher, dass er nicht sterben wird.»

Lange blieb es still zwischen uns. Dann fragte Philipp neugierig:

«Hast du ihn gebeten, dich zu finden?»

Ich nickte.

«Ja, auf dem Heimweg, unter einem Baum im Primelwald. Ich habe ihn gebeten, mir zu vergeben, dass ich so oft unartig war, mich zu finden und aus mir sein Schäflein zu machen, wie der Pfarrer es gesagt hat. Und, Philipp, wenn du doch mit mir zum Pfarrer kommen wolltest! Er könnte dir alles viel besser erklären als ich, und ich möchte ja so gern, dass du auch dem Hirten angehörst!»

«Ich möchte es auch», sagte Philipp mit verhaltener Stimme. «Meinst du, ich könnte es?»

«Ja, ich bin sicher», antwortete ich mit Überzeugung. «Du bist bestimmt viel leichter zu finden als ich, weil du so viel braver bist. Ich glaube, dass man dich überhaupt nicht lange zu suchen braucht.»

Doch Philipp schüttelte den Kopf.

«Das weisst du nicht», sagte er betrübt. «Du siehst mich nur von aussen; inwendig bin ich gar nicht gut.»

«Das macht nichts», versicherte ich. «Ich will dir mein Bild zeigen, dann wirst du's begreifen. Das Schaf auf dem Bild fällt beinahe in den Abgrund, so verloren ist es. Aber da kommt gerade der Hirte und findet es.»

Auf den Zehenspitzen huschte ich über den Korridor und kehrte mit meiner kostbaren Karte zurück. Wir traten ans Fenster, wo wir besser sehen konnten, denn der Vollmond ergoss sein silbernes Licht über uns. Philipp betrachtete das Bild lange und fragte dann ängstlich:

«Meinst du, ich könnte ihn gleich bitten?»

Ich nickte.

«In dem Fall musst du gehen», erklärte er, «weil ich allein sein muss. Wir wollen dann am Morgen wieder miteinander reden.»

So verliess ich ihn denn. Er hatte die Ellbogen auf das Fensterbrett gestützt und schaute hinaus zu den Hügeln. Ich aber schlüpfte ins Bett, blinzelte schläfrig zu den unzähligen Sternen hinauf und sann über meine schöne Geschichte nach. «Es ist Freude im Himmel über einen einzigen Sünder, der Busse tut» – so endete die Geschichte. Alle Leute sind Sünder, überlegte ich, da wird Philipp wohl auch einer sein.



Aber in dieser Nacht wurde er vom guten Hirten gefunden, und nun sangen vielleicht die Engel Gottes dort oben über den Sternen und freuten sich über ihn.

Und auf Erden teilte ein kleines Mädchen ihre Freude.

## Ein Besuch im Pfarrhaus

Der übrige Teil unserer Ferien verlief nur allzuschnell, weil wir so viel zu tun hatten. Am Tage nach dem Unfall, sobald wir das Auto anfahren hörten, stürzten wir zum Gartentor hinaus und warfen den guten Doktor vor lauter Ungeduld beinahe um.

«Halt, halt!» rief er und packte uns beim Kragen. «Wenn ihr mich umwerft, kann ich euch nichts erzählen.»

«Terry ist am Leben», berichtete er, «aber er ist am Kopf und am Rücken sehr schwer verletzt und wird wochenlang im Krankenhaus bleiben müssen. Seine Mutter ist fast die ganze Zeit bei ihm. Sobald es ihm ein klein wenig besser geht, wird er voraussichtlich in ein anderes Krankenhaus übergeführt werden, in eine besondere Klinik für Leute mit Knochenbrüchen. Ihr werdet ihn nicht besuchen können, weil es zu weit weg ist. Hingegen dürft ihr ihm bald schreiben.»

Das genügte vollständig, um unsere Ängste zu stillen und uns wieder froh zu machen. Terry war am Leben und wurde gut gepflegt. Gewiss würde er bald wieder hergestellt sein, gerade so, wie es stets bei uns nach Erkältungen und Bauchweh und sogar nach den Masern gewesen war. Wir verscheuchten unsere Sorgen und gingen daran, die letzten Ferientage aus vollen Zügen zu genießen.

Wir beschlossen, unseren sämtlichen Freunden nochmals einen Besuch abzustatten. Philipp begab sich zum Vogelmann, der ihn zu einem Moorhuhnnest führte, und ich suchte Herrn Tanner bei seinen Herden auf. Aber es reichte nicht zu einer rechten Unterhaltung, weil er mit dem Scheren der Schafe beschäftigt war.

Den allerletzten Tag hielten wir uns für einen Besuch beim Pfarrer frei. Wir machten uns gegen halb vier Uhr auf den

Weg, nicht ganz ohne Hintergedanken, denn ich sagte mir, es wäre nicht übel, gerade zur Kaffeezeit anzukommen! Unterwegs sprachen wir über unser Geheimnis, und ich musste unwillkürlich an das vorige Mal denken, da ich denselben Weg zurückgelegt hatte. Wie erhitzt und aufgebracht und unglücklich war ich damals gewesen, und wie glücklich war ich heute! Das Geheimnis hatte Grosses gewirkt.

«Bei dir hat es wohl nicht so viel ausgemacht», sagte ich zu Philipp, «weil du nicht so böse und jähzornig bist wie ich.»

Philipp pflückte einen Löwenzahn und blies ihn nachdenklich in alle Winde.

«Es hat sogar sehr viel ausgemacht», sagte er langsam. «Es ist, als hätte ich etwas gefunden, das ich lange gewünscht und gesucht habe.»

«Wirklich?» fragte ich erstaunt, «ich hätte nicht gedacht, dass du dich mit solchen Sachen beschäftigst; du hast mir nie etwas davon gesagt.»

«Ich habe halt gedacht, du würdest es nicht verstehen», erklärte er. «Und überhaupt, ich wusste gar nicht recht, was mir eigentlich fehlte. Doch eines Tages vor langer Zeit war ich allein im Wald (du musstest zu Hause bleiben, weil du unartig gewesen warst). Da fand ich ein frisch ausgeschlüpftes Spätzchen halbtot am Boden liegen. Es zirpte schwach, aber sein Körperchen wurde zusehends kälter. Es war aus dem Nest gefallen, und ohne die Wärme des Nestes konnte es nicht am Leben bleiben. Ich stand auf die Zehenspitzen und versuchte einmal ums andere, es ins Nest zurückzulegen. Aber es war einfach ein bisschen zu hoch für mich, weil ich damals erst ein kleiner Bub war. Da bin ich mit dem Spätzlein in der Hand niedergekniet und habe gebetet, dass doch jemand Grosser kommen möchte, um es ins Nest zu legen. Und als ich eben Amen sagte, kam Jakob, der Bauernsohn, daher, um Brennholz zu suchen. Für ihn war es natürlich eine Kleinigkeit, das Vöglein zurückzulegen.»

Es scheint, dass Gott sich um kleine Spatzen kümmert, sagte ich mir, und es gab mir viel zu denken. Am folgenden Sonntag wurde in der Kirche ein Text gelesen, in dem stand, dass Gott es wisse, wenn ein Sperling aus dem Nest falle. Da hörte ich gespannt zu. Der Pfarrer sagte, wir seien viel mehr wert als Sperlinge, und wenn wir Gott angehören, Sorge er für uns und habe uns ganz besonders lieb. Ich kann mich nicht mehr genau an alles erinnern. Aber ich weiss, ich wünschte damals schon, ich könnte ihm angehören, aber ich wusste nicht, wie ich es machen sollte. Und seither habe ich immer, wenn etwas krumm ging, gewünscht, ich könnte mehr darüber wissen, und ich bin oft recht unglücklich gewesen. Als du mir dein Bild gezeigt und mir erzählt hast, wie man gefunden werden kann, da habe ich gedacht: Jetzt habe ich den Anfang herausgefunden! Drum bin ich glücklich, weil ich nun weiss, dass Jesus mich lieb hat und zu mir schaut wie zu dem Spätzlein, das aus dem Nest gefallen war.»

Das war für Philipp eine sehr lange Rede. Am Schluss erötete er, so dass er das Gesicht in einer Hecke verbarg und tat, als suche er ein Nest – das gar nicht dort war. Ich aber hüpfte voller Freude die Strasse entlang und überlegte, dass unser Geheimnis etwas Wunderbares sei und uns so viel Neues lehrte. Für mich war Jesus der Hirte, der seine Schafe trägt. Für Philipp war er der Gott, der für die Spatzen sorgt. Aber im Grunde war es das gleiche: Das Schäflein war verloren und wurde gefunden, und das Spätzlein war auf den Boden gefallen und wurde aufgehoben.

Im Dorfe angelangt, traten wir frohgemut in den Pfarrgarten. Wir waren überzeugt, dass wir willkommen sein würden. Wir brauchten meinen Freund nicht lange zu suchen, denn er mähte eben mit aufgestülpten Hemdärmeln den Rasen. Er erkannte mich auf den ersten Blick und schien hochofrennt über unseren Besuch. Er fragte nicht einmal, ob wir zum Kaffee bleiben wollten. Er sagte einfach: «Ihr kommt gerade zur rechten Zeit.» Es sah auch tatsächlich danach aus, denn kaum hatte

ich Philipp vorgestellt, da erschien Frau Pfarrer mit einem vollbeladenen Tablett. Der Pfarrer selbst eilte ins Haus und holte Apfeltörtchen und Brote mit Schokoladenaufstrich. Es sah fast aus, als habe man uns erwartet!

Es wurde eine herrliche Mahlzeit. Die Pfarrersleute sassen auf Liegestühlen und wir auf einer Woldecke. Wir assen ungeheuer viel, weil die Hausfrau uns versicherte, in der Küche habe es noch mehr von allem. Sie war ganz jung und hatte schönes Haar und lachende Augen. Im stillen dachte ich, das wäre die Mutter, die mir gefiele. Später erfuhr ich, dass sie bereits Mutter von Zwillingen war, die in einem Kinderwagen unter einer Buche schliefen.

«Wenn ihr bis ein Viertel vor sechs bleiben könnt, kannst du ihnen beim Baden zuschauen», sagte die Pfarrfrau.

Ich versicherte, dass wir ohne weiteres so lange bleiben könnten, weil meine Tante uns erlaubt hatte, erst zum Abendbrot heimzukehren, und wenn wir uns beeilten, brauchten wir bloss eine knappe Stunde für den Heimweg.

«Gut», sagte Frau Pfarrer, «ich werde dich rufen, sobald es soweit ist.» Sie verschwand mit dem Tablett im Hause. Philipp und ich aber blickten mit gespannten und ziemlich schokoladigen Gesichtern zum Pfarrer auf.

«Sag du's, Philipp», begann ich.

«Nein, du», gab er zurück, «du hast es ja zuerst getan.»

«Also gut», sagte ich zustimmend, «wir wollen Ihnen ein Geheimnis erzählen, Herr Pfarrer. Wir gehören jetzt beide dem guten Hirten. Wir haben ihn gebeten, uns zu finden und uns alles Böse zu vergeben, und wir sind beide sehr glücklich.»

Eine Sekunde lang erinnerte mich das Gesicht des Pfarrers an Herrn Tanners Gesicht, als ich ihm zum erstenmal von meinem Geheimnis gesagt hatte. Sie glichen einander zwar nicht im geringsten, aber sie hatten denselben frohen Ausdruck. Der Pfarrer beugte sich vor und ermunterte uns:

«Erzählt mir alles!»

Und wir erzählten alles. Ich kniete aufrecht auf der Decke, Philipp lag bäuchlings im Gras, hatte das Gesicht auf die Hände gestützt und schaute unverwandt zum Pfarrer auf. Wir fühlten uns so frei und unbefangen, dass es lange dauerte, bis wir ausgeredet hatten. Dann begann der Pfarrer mit seiner ruhigen, warmen Stimme zu sprechen. Er legte uns besonders ans Herz, unsere Bibel zu lesen.



«Ihr müsst eure Bibel betrachten als das Buch, in dem der Hirte selbst euch sagt, was er für euch tun will und was er von euch erwartet. Sucht euch jeden Tag einen Vers aus und denkt daran, dass er eine Botschaft ist, die Gott euch schickt. Wenn er euch befiehlt, hilfreich oder fleissig zu sein oder eure Mitmenschen zu lieben, so bittet Gott, euch dazu fähig zu machen. Wenn der Vers eine Verheissung enthält, so bittet Gott, dass sie bei euch erfüllt wird. Und wenn es eine Geschichte ist, so versucht herauszufinden, was sie euch lehren will, und denkt den Tag durch immer wieder daran. So werdet ihr lernen, dem Hir-

ten immer besser nachzufolgen und seine Stimme zu vernehmen.»

«Das wollen wir miteinander machen!» rief ich aus. «Wie lustig wird es sein, die Verse auszuwählen, gelt, Philipp!»

«Ja», antwortete er, «vielleicht. Aber wie können wir wissen, was wir lesen sollen? Die Bibel ist ein grosses, dickes Buch, und nicht alles darin ist besonders interessant, wenigstens nicht für Kinder, nicht wahr?»

«Nein», erwiderte der Pfarrer. «Es gibt Abschnitte in der Bibel, die ihr erst verstehen werdet, wenn ihr viel älter seid. Aber gleichwohl: es ist sehr viel darin, das Kinder verstehen können. Ich will euch ein Heftchen geben, das ihr mit nach Hause nehmen könnt. Es heisst «Der kleine Bibelleser».\* Darin ist für jeden Tag ein Abschnitt zum Lesen angegeben, und eine kleine Erklärung ist gleich mit dabei. So werdet ihr ganz sicher gehen, denn dieses Heft gibt euch lauter Bibelstellen an, die ihr verstehen könnt.»

\* Siehe Angaben auf der hintern Klappe des Buchumschlags.

## Ich bade die Zwillinge und werde zornig

Ich wollte eben den Mund öffnen und danke schön sagen, als Frau Pfarrer, mit einer weissen Schürze bekleidet, zum Fenster herausrief:

«Es ist Badezeit, Ruth, möchtest du kommen?»

«Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, Herr Pfarrer», bat ich, denn ich wollte nicht unhöflich scheinen.

«Selbstverständlich», antwortete er, «geh nur und hilf meiner Frau, sie wird sich freuen, ein Kindermädchen zu bekommen. Philipp und ich werden uns noch ein Weilchen zu zweit unterhalten.»

Ich war im Nu über den Rasen und im Hause drin. Die Zwillinge krabbelten vergnügt auf dem Teppich in ihrem Zimmer herum, während die Mutter ihre Nachthemden bereitlegte. Die Kleinen waren für ihre zehn Monate sehr lebhaft, und mir, die ich nie mit kleinen Kindern zu tun hatte, kam es vor, als hätte ich nie in meinem Leben etwas so Entzückendes gesehen. Ich brachte eine wonnige halbe Stunde mit ihnen zu. Als sie beide sicher in der grossen Badewanne sassen, durfte ich die kleinen, rundlichen Körper einseifen und aus einem grossen Krug warmes Wasser über sie giessen. Dann liessen wir eine gelbe Gummiente segeln, und die Zwillinge krächten vor Vergnügen und schlugen mit ihren Patschhändchen ins Wasser, dass es nur so spritzte. Als sie abgetrocknet waren, durfte ich ihre feine, zarte Haut pudern. Dann wurden sie in ihre Nachthemden gesteckt, und ich erhielt eine weiche kleine Haarbürste, mit der ich ihre Haare aufwärts bürstete. Es waren eigentlich keine richtigen Haare, sondern eher eine Art gelber Flaum, wie Kücklein ihn haben. Oben auf dem Kopf ringelte er sich zu einer lustigen kleinen Rolle zusammen. Während ich sie

bürstete, strampelten und kicherten die Kleinen die ganze Zeit und versuchten sich in die rosigen Zehen zu beissen.

Erst als ihre Mutter sie fest in ihre Bettchen packte, gewährte ich, dass an der Wand ein Bild hing, wiederum ein Bild vom guten Hirten, aber ein anderes als das meinige. Dieser Hirte stand am Ufer eines Sees und hielt segnend die Hände über die Lämmer ausgestreckt, die um ihn standen oder zu seinen Füßen schliefen. Es war ein Abendbild, und es erinnerte mich an Herrn Tanners Herde zur Abendzeit, wenn die Sonne hinter dem Wald unterging und die Schatten über die Felder heraufkrochen.

«O», rief ich fröhlich und wies auf das Bild, «ich habe auch ein Hirtenbild, aber es ist anders. Mein Schaf hängt über einem Abgrund.»

«Ich kenne dein Bild», sagte Frau Pfarrer, «und ich habe es sehr gern. Später werde ich es den Zwillingen zeigen, aber jetzt sind sie noch zu klein, um zu begreifen, was ein Abgrund ist. Ich aber stelle mir gern vor, dass in der Nacht, wenn ich schlafe, der gute Hirte selbst über meinen Kleinen wacht. Drum habe ich dieses Bild hier aufgehängt. Jedesmal, wenn ich es ansehe, erinnert es mich daran, dass sie vollkommen in Sicherheit sind.»

Sinnend betrachtete ich die Zwillinge. Sie waren beide augenblicklich eingeschlafen. Elsbeth hatte sich zusammengerollt und zwei Finger in den Mund gesteckt, Robert lag mit hochgeworfenen Ärmchen auf dem Rücken, die Wangen vom plötzlichen tiefen Schlaf gerötet. Sie lagen so still und atmeten so leicht, dass mir schien, der gute Hirte selbst habe ihnen mit seinen segnenden Händen den Schlaf geschenkt.

Ich schmiegte mich an Frau Pfarrer an und schaute zu ihr auf.

«Darf ich wiederkommen?» flüsterte ich.

«Ja freilich», antwortete sie. «Du kannst nächsten Samstag kommen, wenn es deine Tante erlaubt. Ich werde sie noch schriftlich fragen. Du hast sicher frei am Samstag. Wenn du kommst, führen wir die Zwillinge im Wagen spazieren, und

dann kannst du mir helfen, ihnen ihr Nachtessen zu geben und sie zu Bett zu bringen. Es ist schön für mich, eine Helferin zu haben, die so geschickt mit kleinen Kindern umzugehen weiss.»

Ich errötete vor Stolz und schob meine Hand in die ihrige. Konnte ich Frau Pfarrer nicht zur Mutter haben, so konnte ich doch vielleicht mit der Zeit eine Art älterer Schwester für die Zwillinge werden.

Im Garten traf ich den Pfarrer und Philipp in regem Gespräch. Ich hatte es eilig, heimzukehren, um von meiner Tante die Erlaubnis für den kommenden Samstag einzuholen. Meine Vorfreude wurde noch grösser, als der Pfarrer sagte, Philipp dürfe ebenfalls kommen, er könnte ihm im Garten helfen, und dann würden wir wieder alle miteinander Kaffee trinken.

Wir kamen rechtzeitig zu Hause an, und ich lief sofort zu meiner Tante.

«Tante Margret!» rief ich und hopste immerzu auf einem Bein herum. «Frau Robinger hat mich auf nächsten Samstag zum Kaffee eingeladen – mit ihr und den Zwillingen, und ich darf den Wagen fahren und sie zu Bett bringen. Ich darf doch gehen, nicht wahr? O bitte, sag ja!»

Meine Tante aber schien diese Bitte nicht gut aufnehmen zu wollen.

«Wer ist denn diese Frau Robinger, Ruth?» fragte sie ziemlich scharf. «Du sollst keine Besuche machen, ohne mich zu fragen. Ich habe noch nie von dieser Dame gehört.»

«O, sie ist schon recht, Tante Margret», versicherte ich ängstlich. «Sie ist doch die Frau des Pfarrers im Nachbardorf, weisst du, eine sehr nette Dame; sie will dir schreiben.»

«Hoffentlich», erwiderte Tante Margret. «Ich fürchte aber trotzdem, ich muss es dir diesmal! abschlagen. Fräulein Monegg hat mich heute nachmittag aufgesucht, um mir zu sagen, dass ihre kleine Nichte für ein paar Tage zu ihr komme, und ich habe versprochen, dich am Samstag nachmittag hinüberzusenden, um mit ihr zu spielen. Es tut mir leid, dich zu enttäuschen.

Aber vielleicht kann Frau Pfarrer Robinger dich ein anderes Mal einladen.»

Der Zorn packte mich.

«Aber Tante Margret», platzte ich los, «du weißt doch, dass ich es hasse, zu Fräulein Monegg zu gehen! Und ich hasse auch Paula Monegg. Sie ist ein dummes Huhn; sie kann gar nichts Rechtes spielen. Mit ihr muss man immer drinnen bleiben und Domino spielen. Und ich hasse das Dominospiel. O bitte, Tante Margret, sag doch, dass ich nicht zu gehen brauche! Ich habe auch Frau Pfarrer schon versprochen, ich könne kommen!»

«Du hattest kein Recht dazu», tadelte meine Tante. «Ich habe noch nie so was Dummes gehört. Du hast keine Einladungen anzunehmen ohne meine Erlaubnis – und steh doch einmal still, während du sprichst! Es wird einem ja ganz schwindlig!»

Doch mit meiner Selbstbeherrschung war es jetzt ganz vorbei, und ich heulte beinahe vor Enttäuschung.

«Ich will nicht dorthin!» tobte ich, «ich gehe, wohin ich will. Ich habe zu Frau Pfarrer gesagt, ich werde kommen, und ich werde auch gehen, und du sollst mich nicht daran hindern.»

Meine Tante packte mich beim Arm.

«Geh sofort zu Bett!» befahl sie streng. «Ich will keine solche Ungezogenheiten mehr hören. Ich habe gemeint, du wollest dir Mühe geben, dich zu bessern. Aber das sieht nicht nach Besserung aus. Hinauf mit dir!»

Sie gab mich frei, und ich schritt erhobenen Hauptes aus dem Zimmer.

«Es ist mir egal!» warf ich ihr noch über meine Schulter hin nach und schlug die Türe zu, so heftig, wie ich's konnte.

Aber ach, es war mir keineswegs «egal». Bevor ich die letzte Treppenstufe erreicht hatte, wurde mir bewusst, was ich getan hatte, und als ich ins Bett kroch, meinte ich, das Herz müsse mir brechen. Ich presste das Gesicht ins Kopfkissen und weinte, weinte.

Ich hatte vergessen auf die Stimme des guten Hirten zu hören. Vielleicht würde er nun nie mehr zu mir sprechen, vielleicht sogar aufhören, mich zu lieben. Ja, vielleicht gehörte ich ihm nun nicht mehr an, und ich hatte keinen mehr, der mir half, lieb zu sein. Ach, warum hatte ich nicht gewartet und auf seine Stimme gelauscht?

«Ruth, was ist denn los? Weine doch nicht so!»

Ich schluchzte so heftig, dass ich es überhört hatte, als meine Tante ins Zimmer getreten war. Rasch wandte ich mich um und schluckte meine Tränen hinunter, denn Tante Margret brauchte mir nicht anzusehen, wie leid es mir war. Sie sass an meinem Bett und hielt ein Glas Milch und einen Teller mit Gebäck in der Hand.

«Was ist denn los, Ruth?» fragte sie beinahe ängstlich. Nie zuvor hatte sie mich dermassen weinen sehen.

Ich versuchte mit meiner gewohnten Stimme zu antworten, aber es gelang mir nicht. Von neuem grub ich das Gesicht ins Kissen, denn die Tränen stürzten hervor. Ich hätte meiner Tante lieber nicht gesagt, was mich bewegte, aber plötzlich fiel mir ein, dass sie vielleicht eine Antwort auf meine Frage wüsste. Und an dieser Antwort lag mir so viel, dass ich mein Geheimnis preisgab.

«Es ist wegen des Hirten», schluchzte ich. «Ich bin zornig geworden, und vielleicht gehöre ich ihm jetzt nicht mehr. O Tante Margret, meinst du, dass er mich wieder annimmt, wenn ich das nächstmal lieb bin?»

Ich hob den Kopf und schaute erwartungsvoll zu ihr auf. Aber sie starrte mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

«Wovon sprichst du eigentlich, Ruth?» fragte sie hilflos.

Ich griff nach meiner Bibel, die auf dem Stuhl neben mir lag, zog mein Bild zwischen den Seiten hervor und reichte es schnupfend und schluckend meiner Tante.

«Davon», sagte ich. «Weisst du, ich bin sein Schäflein gewesen, aber ich habe vergessen, auf ihn zu hören. Und vielleicht spricht er nie mehr mit mir, weil ich heute so zornig ge-

worden bin. Sag doch, Tante Margret, glaubst du, dass er mir nochmals vergeben will?»

Meine Tante betrachtete das Bild sehr aufmerksam und antwortete lange nicht.

«Wer hat dir das Bild gegeben?» fragte sie schliesslich.

«Herr Pfarrer Robinger», erwiderte ich, «und er hat mir das alles erklärt. Du kennst doch die Geschichte, gelt, Tante Margret? Glaubst du, dass er mir vergibt, wenn ich's nie, nie wieder tue?»

Meine Tante schien nicht von dem Bild loszukommen, und ich wartete lange umsonst auf eine Antwort.

«Tante Margret», flüsterte ich und stiess in meiner Ungeduld leicht gegen ihren Arm. «Glaubst du, dass er's tun wird?»

«Wenn es dir aufrichtig leid ist und du entschlossen bist, anders zu werden, bin ich fest überzeugt, dass Gott dir vergeben wird. Du solltest ihn darum bitten.»

Ihre Stimme klang sanft und sehr traurig. Wieder schwiegen wir.

«Du kennst die Geschichte doch, nicht wahr, Tante Margret?» erkundigte ich mich schüchtern. In ihrem Ausdruck war etwas, das einen Zweifel in mir wachrief.

«O ja», antwortete sie, «aber es gab eine Zeit, da ich sie viel besser kannte als heute. Doch ich bin froh, dass sie dir geholfen hat. Ich wollte nur, ich hätte dir selbst mehr davon sagen können. Du musst diesen Pfarrer bald wieder aufsuchen, damit er dir mehr davon erzählt.»

Ich war nahe daran zu bemerken, es wäre eine ausgezeichnete Idee, mich zu ihm zu schicken, statt zu Fräulein Monegg, aber ich besann mich eines besseren. Ich konnte doch nicht mein Betragen bereuen und gleichzeitig meinen Willen durchsetzen. So schneuzte ich mich denn energisch und liess mir die Milch und das Gebäck schmecken.

Meine Tante blieb bei mir, aber wir sprachen wenig. Als ich fertig gegessen hatte, gab sie mir einen Gutenachtkuss, und ich

blieb schläfrig und völlig getröstet zurück. Doch ehe ich einschlief, barg ich nochmals mein Gesicht in den Kissen und richtete ein lautloses Gebet um Verzeihung an den, der ganz nahe bei mir stand und der sich ebenso sehr um verlorene Schäflein kümmerte als um verunglückte Sperlinge, schlafende Kindlein und böse kleine Mädchen.



## Ein Brief

Die Schulwochen eilten vorüber. Philipp hatte sich für das Kroketspiel begeistert, und wir brachten lange, glückliche Abende dabei zu. Philipps Schule war ziemlich weit entfernt, und er hatte keine Freunde in unserer näheren Umgebung. Ich für mein Teil wollte nie etwas mit anderen Mädchen zu tun haben, wenn Philipp zugegen war.

Die Vogelkinder, die wir mit soviel Liebe beobachtet hatten, waren jetzt alle flügge und in die Welt hinausgeflogen, und die Nester waren verlassen. Fröhlich erklimmen wir jedoch oft die Hügel, um die Lerchen zu überraschen, wenn sie aus dem Farnkraut herausschossen und sich jubelnd der Morgensonne entgegenschwangen. Oder wir lagen glücklich auf den kahlen Gipfeln, wenn über den fernen Bergketten der Himmel im Morgenrot aufleuchtete, wenn die Nebelstreifen in der Ebene auseinanderflossen und die erste Helle einem stetigen klaren Blau wich. Dann ging's heim zum Frühstück. Wir jagten den Hügel hinunter, setzten über Steinblöcke und Ginsterbüsche hinweg und jauchzten einander zu, so dass die Bergschafe vor uns die Flucht ergriffen und das Tal zwischen den Hügeln von unseren Stimmen widerhallte.

Die grossen Ferien waren herbeigekommen, und noch immer hatte Terry nichts von sich hören lassen. Er hatte monatelang in einem Kinder-Krankenhaus gelegen. Von Zeit zu Zeit hatte Dr. Patt uns Nachrichten von ihm gegeben. Wir hatten ihm viele Briefe gesandt, in denen wir ihm die Wälder beschrieben, von den Blumen erzählten, die eben aufgingen, und von den Vögeln, die wir gesehen hatten. Aber Terry hatte nie geantwortet. Es war deshalb eine grosse Überraschung, als uns der Postbote eines Morgens am Gartentor einen Brief überreichte, der an uns adressiert war.

Niemand schrieb uns ausser unsern Eltern. Doch die Handschrift auf diesem Brief war sicher nicht die ihrige. Es war eine grosse, zittrige Schrift, die aussah, als wäre der Schreibende nicht gewohnt, eine Feder zu halten. Höflich reichte Philipp mir den Brief zum Öffnen und guckte mir über die Schulter, während ich las:

«Libe Philipp und Rut.

Ich bin heimgekommen aber ich mus im Beth bleiben. Bitte besucht mich. von Terry. Meine Adrese ist Erlenhütte, am Bach, Wildenwald.»

Wir brannten so sehr darauf, möglichst rasch aufzubrechen, dass wir nur mit Mühe unser Mittagessen herunterschlingen konnten. Wir sprachen von nichts anderem als unserem bevorstehenden Besuch bei Terry. Tante Margret schien einige Bedenken zu haben, als sie den Brief sah, aber sie liess uns gleichwohl gehen.

«Ich hoffe nur, dass es ein sauberes Haus ist und dass ihr mir nichts auflest. Auf alle Fälle müsst ihr nicht zu lange bleiben, denkt daran!»

Kaum war die Mahlzeit beendet, so rannten wir in unsere Zimmer, um in unseren Schubladen nach Geschenken für Terry zu stöbern. Ich fand einen Schokoladestengel und Philipp eine Schleuder. Wir machten zwei kleine Päckchen und steckten sie in unsere Taschen. Dann stoben wir zur Haustür hinaus und schlugen den Weg nach Wildenwald ein.

Wildenwald war ein kleines Dorf, das aus lauter zerstreuten Häusern bestand, so dass man gar nicht recht wissen konnte, wann man eigentlich dort war. Hier stand ein Wirtshaus «Zum wilden Mann». Ein gutes Stück weiter unten an der Strasse war ein Verkaufsladen, wo man Lebensmittel und Kerzen und Viehfutter und Unterwäsche und Hustensirup haben konnte, und in einer Ecke des Ladens befand sich die Poststelle. Noch weiter unten stand eine winzige Kirche mit einigen alten Grabsteinen, die am Umkippen waren. Keines dieser Gebäude konnte «das Dorf» genannt werden; denn dazu gehörten doch auch die

Scheunen und Heuschober, die Bauernhöfe und Wohnhäuser, die ringsum über die Hänge verstreut lagen. Niemand hätte sagen können, wo Wildenwald anfang und wo es aufhörte. Es brauchte deshalb lange, bis wir ausfindig machen konnten, wo Terry wohnte.

Wir kamen vom Wald her über die Wiesen herunter, auf denen das Heu in Schwaden an der Sonne trocknete. Vor uns breitete sich das Land aus wie eine aus vielen bunten Stücken zusammengesetzte Decke: Dunkelgrüne Hopfengärten und goldene Kornfelder, reif für die Sichel, lösten einander ab, und dazwischen drängten sich purpurne Streifen blühender Seidenröschen. Wohin wir blickten, wogte ein Auf und Ab von kleinen Anhöhen und Mulden, Hügeln und Tälchen. Wo sollten wir da Terry finden?

Kein Mensch war zu sehen. Wir gingen deshalb auf den erstbesten Bauernhof zu, um uns nach dem Weg zu erkundigen. Eine Frau, die Butter stiess, trat vor die Tür und wies weiter ins Tal hinunter.

«Ihr meint wohl die verfallene Hütte im Schaftal unten? Eine Art Zigeunerfrau lebt dort mit ihrem Buben. Sie ist mehrmals hier gewesen, um zu betteln. Ihr braucht bloss dem Fussweg durch die Ginsterbüsche zu folgen und dann dem Bach dort unten, so kommt ihr geradewegs zum Schaftal.»

Wir dankten und gingen weiter. Die Frau blickte uns neugierig nach, als hätte sie allzugern gewusst, was wir in der Erlenhütte zu suchen hatten. Doch wir wollten uns nicht aufhalten lassen und eilten den Abhang hinunter. Auf einmal tauchte zu unseren Füßen das Häuschen auf. Der Kamin war zerbrochen und das Dach voller Löcher, weil so viele Ziegel heruntergeweht und nie ersetzt worden waren.

Es war ein düsterer Ort für ein Haus. Früher war hier ein Steinbruch gewesen. Glücklicherweise waren Waldreben die nackten Wände hinaufgeklettert und hatten sie mit frischem Grün bedeckt. Das Bächlein sickerte verschlammmt und übelriechend durch die Mulde. Wie konnte ein Mensch dazukom-

men, an solch einem feuchten, trostlosen Ort ein Haus zu bauen, wo daneben die ganzen weiten Hänge zur Verfügung standen? Nachträglich erfuhren wir von Terry, dass die Hütte zur Zeit, da der Steinbruch ausgebeutet wurde, als Lagerraum für Sprengstoffe erstellt und erst später in ein Wohnhaus umgewandelt worden war. Es sah so öde und baufällig aus mit seinen zerbrochenen Fensterscheiben, die mit Lumpen verstopft waren, und den Brennesseln vor der Haustür, dass wir erst erschrocken zurückwichen. Es war doch nicht möglich, dass Terry hier wohnte! Doch während wir noch zögerten, öffnete sich die Tür, und eine Frau trat heraus, die uns wortlos musterte.

Ihre grossen schwarzen Augen verrieten uns, dass sie Terrys Mutter sein musste, aber sie flösste uns trotzdem Furcht ein. Sie war eine grosse, breitschultrige Frau von dunkler Hautfarbe. Ihr zerzaustes Haar war in ein Kopftuch zusammengerafft, ihre Gesichtszüge waren hart und unglücklich, und sie sah uns an, als seien wir ihr zuwider.

Sekundenlang sprach keiner ein Wort. Dann brach die Frau das Schweigen:

«Was wollt ihr Kinder da?» fragte sie.

Wir traten langsam ein paar Schritte näher.

«Entschuldigen Sie», begann Philipp. «Terry hat uns einen Brief geschrieben und uns gebeten, ihn zu besuchen. Drum sind wir gekommen. Wir sind ja so froh, dass es ihm gut genug geht, um zu Hause zu sein.»

Das finstere Gesicht hellte sich mehr auf.

«Seid ihr die Kinder, die bei meinem Terry waren, als er herunterfiel?» fragte sie argwöhnisch.

«Ja», erwiderten wir ziemlich schuldbewusst.

«Ihr hättet es nicht zulassen sollen», murrte sie. «Aber er hat ein solch schreckliches Getue mit euch. So kommt halt herein.»

Sie stiess die Tür unsanft auf und ging uns voran. Wir folgten ihr, aber ich schob meine Hand in Philipps Hand und hielt sie fest.

Der enge Raum, den wir betraten, war düster, heiss und eng und von einem merkwürdigen Geruch erfüllt, der mich zum Niesen reizte. Das einzige Fenster lag so hoch oben, dass man nicht hinaussehen konnte.

Eine Sekunde später hatten wir alles um uns vergessen und stürzten mit einem Freudenruf nach vorne; denn dort in der Ecke auf dem Bett lag unser Terry, den wir ganze dreieinhalb Monate nicht gesehen hatten. Wir wussten, dass es Terry war, weil wir ihn zu sehen erwarteten, sonst hätten wir ihn kaum erkannt, so verändert war er. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren und schien viel kleiner. Seine grossen Augen hingegen schienen noch grösser geworden zu sein und blickten uns todunglücklich an. Seine Arme, einst braun und sehnig, sahen dünn und zerbrechlich aus wie kleine gebleichte Stecklein. Der Anblick war so erschütternd, dass sich mir der Hals zuschnürte und ich keinen Laut hervorbringen konnte.

Terry lächelte uns nicht an. Er sah so finster und traurig drein, als hätte er das Lachen überhaupt verlernt. Doch er streckte uns die Hand entgegen und bemerkte ernsthaft, er sei sehr froh, uns zu sehen, und er habe seit dem Morgen auf uns gewartet.



*... er sah so finster und traurig drein ...*

Ebenso ernsthaft antworteten wir, dass wir uns freuten, ihn zu sehen, und dann war es still zwischen uns. Keinem wollte irgend etwas einfallen, was er sagen könnte.

Schliesslich brach Philipp das Schweigen und erkundigte sich, wie es Terry im Krankenhaus gefallen hätte.

«Nicht schlecht», gab Terry zu, «bloss war es scheusslich, immer stillzuliegen und nichts anderes zu sehen als die Strasse. Aber hier ist's ebenso blöd. Nichts anzuschauen als diese Wand da. Das Fenster ist zu weit oben. Auch wenn ich rausschauen könnte, wäre nichts zu sehen als die Wand vom Steinbruch.»

«Aber könnten wir nicht dein Bett hinaustragen?» fragte ich und betrachtete dabei zweifelnd das schwere eiserne Bettgestell.

Er schüttelte den Kopf.

«Man brächte es nicht zur Tür hinaus, ohne es auseinanderzunehmen. Ihr könnt mich auch nicht vom Bett wegheben; mein Rücken tut mir zu stark weh.»

«Hast du keine Bücher?» fragten wir.

«Ich lese nicht so gern», antwortete er. «Bücher mit Bildern, ja, die würden mir vielleicht gefallen. Aber es sind halt die Hügel und Vögel und Tiere und solche Sachen, die möchte ich sehen.»

Seine Stimme zitterte ein wenig, und seine grossen Augen füllten sich mit Tränen. Der arme, müde, unglückliche Terry! Wir hatten beide schreckliches Mitleid mit ihm und wussten nicht, wie wir ihn trösten sollten.

«Ich will dir alle meine Vogelbücher bringen», versprach Philipp, der ganz erschüttert war. «Wir wollen dich einmal ums andere besuchen und dir erzählen, wie alles aussieht, und dann, wenn wir weggegangen sind, kannst du die Augen schliessen und dir vorstellen, dass du es alles selber siehst. Ich will dir sagen, wie es heute draussen ausgesehen hat, als wir über die Hügel gekommen sind: Man hat das Heu noch nicht eingefahren. Es liegt noch in Schwaden auf den Wiesen. Die Weidenröschen werden bald anfangen, wollig zu werden, und

der Hopfen ist bald reif. Man kann ihn schon riechen, wenn man an den Gärten vorbeigeht. Die Äpfel fangen an, rotbackig zu werden und mit ihrem Gewicht die Äste herunterzuziehen. Und noch eins: Bald wird man mit der Weizenernte beginnen. Das Korn ist nämlich ganz gelb, und es raschelt so schön, wenn der Wind darüber streicht. Ich habe auch gesehen, wie Herr Schwarz den Traktor aus der Scheune gefahren hat. Und weisst du, es gibt massenhaft Blumen: Skabiosen, Mohnblumen, Margriten, Kornblumen und andere. Das nächstemal bringen wir dir ein paar mit, und auch einige Äpfel.»

Terry schien erfreut. Ein schwacher rosaroter Hauch belebte seine bleichen Wangen.

«Werdet ihr auf die Hopfenfelder gehen?» fragte er sehnsüchtig.

«Vielleicht», erwiderte ich, «wenn Tante Margret es erlaubt. Wir könnten damit Geld verdienen, nicht wahr, Philipp? Dann hätten wir den Photoapparat schneller.»

«Ich habe jeweils einen Haufen Geld verdient auf den Hopfenfeldern», sagte Terry. «Genug, um mir ein Paar Winterschuhe zu kaufen. Mutter muss dieses Jahr versuchen, hinzugehen, nur kann sie mich nicht lang allein lassen. Sie hat ihre Arbeit aufgeben müssen, um mich zu pflegen.»

«Die Zigeuner kommen auch schon wieder», fuhr ich eifrig fort. «Ich sah sie neben einem reizenden gelben Wohnwagen ihr Lager aufschlagen. Ein Haufen kleine Kinder mit schwarzen Haaren purzelten die Stiege hinauf und hinunter. Sie kampfieren auf Stalders Feld. O, ich wollte, ich wäre eine Zigeunerin, du nicht?»

Terry jedoch kannte die Zigeuner besser als ich und schüttelte den Kopf.

«Sei du dankbar, dass du bist, was du bist», riet er mir weise.

Nun hatten wir keine Mühe mehr, Gesprächsstoff zu finden, im Gegenteil, wir plauderten so angeregt, dass wir viel länger blieben, als wir im Sinn hatten. Wir wurden von Terrys Mutter unterbrochen, die mit seinem Vesperbrot ins Zimmer trat.

Die Mahlzeit bestand aus einer Tasse sehr starkem Schwarztee und einer Brotkruste, die dünn mit Margarine bestrichen war und auf einem alten zersprungenen Teller lag. Mir kam es gar nicht appetitlich vor. Aber es erinnerte mich wenigstens an die Schokolade, die ich mitgebracht hatte. Sie hatte in meiner Tasche zu schmelzen begonnen, aber sie war immer noch ganz gut. Und Terrys Augen strahlten bei ihrem Anblick! Die Schleuder gaben wir ihm nicht, denn es sah aus, als würde sie ihm nicht viel nützen. Seine magern, weissen Arme kamen uns zu schwach vor, um damit zu zielen.

«Terry», fragte Philipp, als wir am Abschiednehmen waren, «wann wirst du aufstehen und wieder mit uns spielen können?»

Terry antwortete nicht sogleich. Der angstvolle, unglückliche Ausdruck kehrte in seine Augen zurück, und er flüsterte:

«Vielleicht nie. Sie meinen, ich wisse es nicht. Aber im Krankenhaus unten habe ich gehört, wie der Doktor zur Schwester gesagt hat: «Es ist nichts zu machen; armer kleiner Kerl, ich kann ihm nicht helfen.» Ich glaube, darum haben sie mich zu meiner Mutter heimkommen lassen. Sie können nichts mehr für mich tun.»

Wir waren entsetzt über diese Nachricht und wussten nichts zu sagen, um den armen Terry zu trösten. Wir nahmen deshalb in recht gedrückter Stimmung Abschied. Im Augenblick, da wir zur Tür hinaus wollten, rief er uns nach:

«Wann kommt ihr wieder?»

«Morgen nicht», antwortete Philipp, «weil wir zum Zahnarzt müssen. Aber übermorgen kommen wir bestimmt und bringen dir die Vogelbücher mit.»

«Sicher?» rief Terry.

«Todsicher!» riefen wir zurück.

Terrys Mutter stand draussen und hing ein kleines, zerrissenes Nachthemd an die Leine. Sie warf uns einen sauren Blick zu, sagte aber nichts. Als wir grüssten, knurrte sie nur.

«Ist das eine bissige Person!» sagte ich, als wir den Abhang hinaufkletterten, «ich bin froh, dass sie nicht meine Mutter ist.»

Im übrigen waren wir auf dem Heimweg sehr wortkarg, denn Terry tat uns beiden ausserordentlich leid, und wir überlegten angestrengt, wie wir ihm das Leben erleichtern könnten. Nichts von alledem, was uns einfiel, schien einen grossen Wert zu haben. Man denke doch: in einem düsteren, muffigen Zimmer liegen zu müssen, Tag für Tag, mit einer schmutzigen Wand als einziger Aussicht, während draussen die Äpfel reiften und die Kornfelder rauschten – was konnte solch ein Leid aufwiegen?!

Als wir so im zarten Dunst dieses Sommertages nach Hause gingen, wurde mir zum allerersten Mal bewusst, wie dankbar ich sein sollte für alles, was ich bisher als selbstverständlich betrachtet hatte. Nie zuvor hatte ich darüber nachgedacht. Doch jetzt wurde ich mir plötzlich meiner kräftigen Arme und Beine, ja meines ganzen warmen, gesunden Körpers bewusst. Auf der Anhöhe stand ich still und schaute auf die weite Landschaft hinaus bis hinüber zu den fernen Hügeln. Ich lauschte dem Zirpen der Grillen rings um mich herum und dem Geknatter des Traktors im reifen Korn, und dann – in einer Sekunde heisser Freude – flog mein Herz dankerfüllt dem Gott entgegen, der mir Augen zum Sehen, Ohren zum Hören und Füsse zum Laufen gegeben hatte.

## Expedition im Mondschein

Im Lauf der nächsten Wochen besuchten wir Terry fleissig. Einzig diese Besuche waren es, glaube ich, die ihn durch jene langen, dunklen Tage hindurch am Leben erhielten, da er mit schmerzdem Rücken auf seinem Bett lag und an die Wand starrte. Philipp lieh ihm all seine kostbarsten naturkundlichen Bücher. Wir sparten alle unsere Schokolade für ihn auf und beschenkten ihn mit Obst aus unserem Garten. Wir fühlten uns reich belohnt, wenn ein schwacher Hauch seine Wangen rötete und ein Freudenschimmer in seinen Augen aufleuchtete. Er dankte uns nie mit Worten, und seine Mutter machte immer noch Augen, als könne sie uns nicht ausstehen. Trotzdem wussten wir, dass Terry seine wachen Stunden damit zubrachte, sich zu fragen, ob wir wohl kämen, ja dass er vom Mittag an die Augen auf die Tür geheftet hielt und gespannt auf das Geräusch unserer Schritte wartete.

Wir hatten Tante Margret von Terry erzählt, und sie hatte uns einige Male kleine Geschenke für ihn mitgegeben. Tante Margret und ich fingen an, uns besser zu verstehen, und ich versuchte nicht mehr, mich meinen Pflichten möglichst zu entziehen. Anfänglich hatte ich ihr geholfen, weil ich dachte, ich sollte. Aber bald fand ich heraus, dass Hausarbeit Spass machen kann, wenn man sie so gut als möglich macht und nicht in einem fort zu umgehen sucht. Meine Tante sagte nichts. Aber ich wusste, dass sie mit der Veränderung zufrieden war. Allmählich gewannen wir uns lieb, und ich wurde offener gegen sie und behielt nicht mehr alles für mich.

Auch Onkel Peter nahm Anteil an Terrys Ergehen. Ein- oder zweimal hatte er die Trittleiter in den Obstgarten getragen und einige von den prächtigen roten Äpfeln, die hoch oben an den Bäumen hingen, für ihn gepflückt. Sie waren sehr gross.

Wenn wir sie gut abrieben, spiegelten sich unsere Gesichter auf der glänzenden Haut wider. Terry hatte diese Äpfel besonders gern, und sogar seine Mutter schien sich dafür zu interessieren.

«Kommen sie aus eurem Garten?» fragte sie eines Nachmittags unvermittelt, als wir den schönsten Apfel in Terrys kleine weisse Hände legten.

Wir fuhren zusammen, denn seit unserer ersten Begegnung hatte sie kein Wort mehr zu uns gesagt. Wir fassten uns aber schnell und wandten uns freundlich lächelnd um; denn wir wünschten ja so sehr, sie möchte uns so gern bekommen, wie das bei Terry der Fall war.

«Ja», erwiderten wir, «wir haben viele Bäume, die voll hängen mit solchen schönen, glänzenden Äpfeln. Wahrscheinlich holen wir sie nächste Woche herunter, und dann bringen wir euch mehr.»

Terrys Mutter brummte etwas und ging hinaus. Aber ich war doch erfreut darüber, dass sie uns angesprochen und unsere Äpfel bewundert hatte. Ich nahm mir vor, ein andermal wieder zu versuchen, mit ihr zu reden.

Um jene Zeit waren die Nächte sehr heiss, und es wurde spät dunkel. Philipp und ich warfen jeweils unser Bettzeug auf den Boden und legten uns in unseren Nachtanzügen vors offene Fenster, um uns abzukühlen. Oft verleidete es mir, allein wachzuliegen. Dann ging ich zu Philipp hinüber und setzte mich auf sein Bett, und wir plauderten, bis die kühle Dunkelheit uns umfing und wir reif waren für den Schlaf.

In einer dieser warmen, stillen Nächte war es, dass ich auf den Zehenspitzen über den Korridor zu Philipp hinüberhuschte, der zum Fenster hinauslehnte. Ich schob ihn ein wenig zur Seite und streckte den Kopf neben ihm hinaus. Die letzten Glutten des Sonnenuntergangs erhellten noch immer den westlichen Himmel. Ein schwacher Luftzug strich von den Hügeln herunter und trug uns das vereinzelt Blöken eines Schafes irgendwo zwischen den Felsen zu.

«Ich glaube, ich kann heute überhaupt nicht einschlafen, Philipp», seufzte ich. «Dazu ist es eine so wunderschöne Nacht, dass ich in einem fort hinausschauen möchte. Heute muss übrigens Vollmond sein. Ja, schau, dort steigt er auf, hinter jener Föhre!»

Langsam kletterte die blutrote Kugel über den Horizont. Der Mond schien sich in den schwarzen Ästen der Föhre verfangen zu haben. Bald aber würde er frei seine Bahn ziehen und die Welt mit seinem weichen, silbernen Licht überfluten. Ich wandte meinem Bruder mein vom Mondlicht umspieltes Gesicht zu.

«Philipp», entfuhr es mir, «bist du schon einmal in der Nacht auf den Hügeln gewesen?»

«Nein», antwortete Philipp, «nicht wirklich bei Nacht. Warum?»

«O Phil», flüsterte ich aufgeregt und kniff ihn in den Arm, «lass uns jetzt gehen, hinaus durch die Hecke und über den Steinbruch hinauf. Es wäre so wunderschön. Bloss du und ich und der grosse, runde Mond! Komm doch, Phil!»

Philipp zögerte.

«Meinst du nicht, es wäre unrecht?» fragte er. «Du weisst ja, dass wir in diesen Ferien besonders brav sein wollten.»

«Ich weiss wohl», erwiderte ich, «und wir sind's auch gewesen. Ich bin nur ein- oder zweimal ungezogen gewesen gegen Tante Margret. In den letzten Ferien aber kam es fast alle Tage vor. Und überhaupt, es ist doch gar nichts Böses dran! Wir wollen ja bloss den Mond sehen! Das tut niemandem weh und ist kein Ungehorsam. Tante Margret hat ja nie gesagt, wir dürften nicht in der Nacht ausgehen und den Mond ansehen.»

Philipp überlegte einen Augenblick; er schien die Sache vernünftig zu finden, denn er sagte nur:

«Ziehst du dich wieder ganz an?»

«O nein», antwortete ich, «die Mühe erspare ich mir. Ich ziehe einfach mein Nachthemd höher, halte es mit dem Gürtel fest und schlüpfe in den Regenmantel. Du ziehst am besten

deine langen Sonntagshosen über deinen Schlafanzug an und den Regenmantel dazu.»

Gesagt – getan. Wir sahen zwar in den unteren Regionen ziemlich unförmig aus und mussten uns das Taschentuch in den Mund stopfen, um nicht loszuplatzen. Es gelang uns jedoch, auf den Zehenspitzen die Treppen hinunterzuschleichen und die Haustür zu erreichen. Der Schlüssel knarrte bedenklich, als wir ihn im Schlüsselloch drehten, und wir blieben einige Minuten vor Schreck wie gebannt stehen. Aber mein Onkel und meine Tante hatten anscheinend einen gesunden Schlaf, denn nichts regte sich im Hause.

Lautlos zogen wir die Tür hinter uns zu und traten ins Freie. Dann hielten wir beide an und schauten um uns. Die Welt kam uns so seltsam, so verändert vor und der Himmel mit seinen Millionen Sternen so weit, weit entfernt. Ich legte meine Hand in Philipps Hand wie immer, wenn etwas Ungewöhnliches eintrat, und zusammen tappten wir lautlos durch den Obstgarten, unserem Heckenloch zu. Die Apfelbäume warfen solch drohende, beängstigende Schatten über den Boden, dass ich beinahe kehrtgemacht hätte. Aber das ging nicht an. Philipps Entschluss war gefasst, und er strebte voran.

Schweigend krochen wir durch die Öffnung und betraten den steinigen Fussweg, der hinauf zu den Hügeln führte. Wir erklimmen die Stufen hinter dem Kirchturm, kletterten über den ersten Haufen grauer Steine – und draussen standen wir auf dem vom Mondlicht beschienenen unteren Teil des Abhanges, zu unseren Füßen eine glitzernde Welt.

«Komm», flüsterte Philipp, und griff wieder nach meiner Hand.

Wir stiegen wortlos höher, bis wir den Gipfel des Nordhügels mit seinem Steinmännchen erreicht hatten. Durch die Täler herauf fegte ein frischer, reiner Wind, geladen mit dem Duft von Ginster und Farnkraut. Ein Schaf hob den Kopf beim Geräusch unserer Schritte und blökte den Sternen einen Warnruf entgegen. Sonst war alles still.

Wir setzten uns auf den Steinhaufen und sperrten die Augen weit auf, denn es war trotz der Dunkelheit so ungeheuer viel zu sehen. Hinter uns erkannten wir die schwarzen Umrisse von verlassenen Soldatenbaracken und dahinter dunkle Reihen bewaldeter Hügel. Vor uns dehnte sich die Ebene, in der kleine Lichtpunkte schimmerten und jeder Bach, jeder Weiher im Mondlicht silbern glänzte wie märchenhafte Gewässer. Am meisten aber richteten wir unsere Blicke nach oben, denn wir hatten beide grosse Freude an den Sternen, und heute nacht funkelten sie besonders hell und schön am grossen, weiten Firmament. Da war die Milchstrasse, die sich wie ein wehendes Banner von Osten nach Westen entrollte. Im Norden, hoch oben am Himmel, blinkte der Polarstern und schaute auf alle Seefahrer herab. Gerade über unseren Köpfen winkten das Siebengestirn und die w-förmige Kassiopeia. Wir zeigten sie einander mit ausgestrecktem Finger und empfanden es als etwas unsagbar Schönes, so hoch oben zu sein, allein mit den Sternen.

Wir blieben ziemlich lang. Schliesslich meinte Philipp, es wäre wohl besser, wir gingen jetzt, sonst käme bald der Morgen und wir wären dann zu müde für den Tag. Im Grunde war es nicht so schlimm, denn als wir später am Fuss des Hügels ankamen, schlug die Kirchenglocke einmal an, wobei wir vor Schrecken beinahe aus der Haut fuhren!

Fast auf dem ganzen Heimweg sangen wir, weil wir wussten, dass niemand uns hören konnte, und auch, weil es eine Erleichterung war, nach der ungeheuren, eindrucksvollen Einsamkeit auf dem Gipfel tüchtig Lärm machen zu können. Wir gaben sämtliche Lieder zum besten, an die wir uns erinnern konnten. Sie handelten hauptsächlich von Meeren und Schiffen, eines erzählte von einer Nixe, die Seeleute in den Tod lockte. Und während wir sangen, setzten wir über die Ginsterbüsche weg und sprangen von einem Felsblock zum andern wie zwei junge Bergziegen.

Als wir den Fussweg wieder erreichten, überkam uns plötzlich die Müdigkeit, und wir freuten uns auf unser herrliches,



... und empfanden es als etwas unsagbar Schönes, so hoch oben zu sein,  
allein mit den Sternen

weiches Bett. Mir war, als lege sich ein Gewicht auf meine Augen. Ich sehnte mich nach meinem Kopfkissen. Nur noch fünf Minuten, dann würde ich meinen schweren Kopf drauflegen können und alles andere vergessen bis zum Morgen! Ich gähnte laut, und Philipp tat es mir gleich.

«Achtung!» mahnte Philipp, «nun durch die Öffnung und leise, leise durch den Garten. Wie grässlich, wenn Tante Margret etwas merkte! Wir müssen schleichen wie Diebe.»

Wir waren durch die Hecke gekrochen und halbwegs durch den Obstgarten gegangen, als Philipp plötzlich regungslos stehenblieb und die Fingernägel in meinen Arm grub. Mit der andern Hand wies er auf etwas, und als ich mit den Augen seinem Finger folgte, war mir, als drehe sich mir das Herz im Leibe um, und ich konnte gerade noch rechtzeitig einen Schrei des Entsetzens unterdrücken.

## Mitternächtliches Abenteuer

Eine hohe Gestalt in einer schwarzen Pelerine, gebeugt unter der Last eines Sackes, bewegte sich zwischen den Bäumen auf uns zu. Sie hatte uns nicht erblickt, denn wir waren sehr leise aufgetreten und standen tief im Schatten der Apfelbäume. Doch die Gestalt kam auf die Öffnung in der Hecke zu und musste in wenigen Augenblicken ausgerechnet da vorüberkommen, wo wir standen. Ich glaube, ich wäre ohnmächtig umgesunken, wenn ich nicht gespürt hätte, dass Philipp viel weniger erschrocken war als ich.

«Es ist eine Frau, die Äpfel stiehlt», hauchte er, «wir sollten sie daran hindern. Es sind Onkel Peters Äpfel, und diese Frau hat einen ganzen Sack voll gepflückt.»

Es war mir unmöglich, etwas dagegen zu sagen, denn ich war vom Schreck wie gelähmt. Aber ich hing mich an Philipp und wurde geradezu von ihm mitgeschleppt, als er nun plötzlich hervortrat und sich der dunklen Gestalt in den Weg stellte. Das Mondlicht schien hell auf ihr Gesicht, und wir erkannten sie im Nu: es war Terrys Mutter.

Sie stiess einen kurzen, entsetzten Schrei aus und liess den Sack fallen, so dass die Äpfel nach allen Seiten auseinanderkollerten. Dann sank sie ins Gras, bedeckte sich das Gesicht mit der Pelerine und fing an, hastige, unverständliche Worte vor sich her zu murmeln, als sage sie ein Gebet her. Weder Philipp noch ich wussten, was wir tun sollten. Plötzlich aber warf sie ungestüm ihr stolzes Haupt zurück und redete uns an:

«Habt ihr nichts Gescheiteres zu tun, als mir sogar in der Nacht nachzuspionieren, wie?» zischte sie und ballte die Faust gegen uns. «Und morgen werdet ihr die Polizei auf mich hetzen, und sie wird mich von meinem armen, sterbenden Kind wegreißen. Ihr mit eurer feinen Nahrung und euren grossarti-



«Es ist eine Frau, die Äpfel stiehlt» . . .

gen Kleidern, ihr könnt es euch natürlich nicht leisten, ein paar Äpfel weniger zu haben und damit meinem frierenden, hungernden Kind zu helfen, das vor meinen Augen zugrunde geht, ohne dass ich ihm das Nötige geben kann. O Terry, Terry, sie werden mich von dir trennen!»

Sie verhüllte das Gesicht wieder mit der Pelerine und brach in bittere, leidenschaftliche Tränen aus.

Bestürzt wie nie zuvor schaute ich Philipp an. Er runzelte die Stirn, als ob er krampfhaft einen Ausweg suche. Dann kauerte er mit einem plötzlichen Entschluss neben der armseligen Gestalt ins Gras nieder und versuchte ihr die Hände vom Gesicht wegzuziehen.

«Wir haben nicht spioniert», sagte er sanft, «wir sind nur zufällig hiehergekommen, weil wir den Mond sehen wollten.

Natürlich sollten Sie Onkel Peters Äpfel nicht nehmen. Aber wenn Terry wirklich frieren und hungern muss, werden wir bestimmt nichts sagen. Wir wollen auf keinen Fall, dass Sie ins Gefängnis kommen und dass Terry niemand hat, um ihn zu pflegen.»

Die Frau hatte zu schluchzen aufgehört und heftete ihre wilden Augen, in denen ein Hoffnungsschimmer aufleuchtete, gespannt auf Philipp.

«Lieber Junge», sagte sie mit bebender Stimme und griff in ihrer Erregung nach seiner Hand, «höre mich an: Ich schwöre vor Gott, dass ich es nie mehr tun werde. Ich weiss, dass ich eine böse Frau bin und dass ich nicht hätte in diesen Garten kommen dürfen. Aber mein Terry siecht dahin, und der Arzt sagt mir: «Geben Sie ihm mehr Milch und eine warme Wolldecke für den Winter, und füttern Sie ihn gut auf, wenn Sie ihn ein wenig länger behalten wollen.» Und mein Terry ist doch alles, was ich habe! Sein Vater hat mich im Stich gelassen, und seine kleine Schwester ist gestorben. Und jetzt liegt er so hilflos da, dass ich ihn nicht allein lassen kann, um meiner Arbeit nachzugehen. Wie soll ich ihm dann verschaffen, was er nötig hat? Man wird ihn mir wegnehmen und wieder ins Krankenhaus stecken. O Kinder, bitte, bitte, verklagt mich doch dies eine Mal nicht, damit man mich nicht von meinem Terry trennt!»

Mit gefalteten Händen kniete sie im Grase, als richte sie ein Gebet an uns. Sie tat mir so leid, dass ich ihr am liebsten versichert hätte, wir würden sie selbstverständlich nicht verklagen und sie könne so viele Äpfel haben, wie sie wolle. Aber Philipp hielt mich zurück.

«Wir werden nichts sagen», versprach er langsam; «aber wenn Sie aufhören zu stehlen, wie Sie behaupten, dann sehe ich nicht, wie Sie zu Geld kommen können. Und doch ist es natürlich furchtbar schlimm, zu stehlen. Gibt Ihnen denn niemand etwas?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Wenn ich ein Gesuch um Unterstützung stelle, holt man Terry ins Krankenhaus zurück, und ich kann dann nicht zu ihm. Sie würden behaupten, unser Haus passe nicht für ein krankes Kind, und so ist es auch. Aber wir sind doch beisammen! Das ist alles, was wir brauchen.»

Sie blickte uns mit flehenden Augen an, als wolle sie uns beschwören, sie zu verstehen. Philipp schien noch immer in Gedanken versunken.

«Hören Sie», sagte er zuletzt mit grossem Ernst. «Ich glaube, ich habe eine Idee, aber ich kann Ihnen jetzt noch nichts davon sagen. Gehen Sie zu Terry zurück, und morgen, nachdem Ruth und ich miteinander gesprochen haben, werden wir Sie besuchen. Wir haben also versprochen, Sie nicht zu verklagen, nicht wahr, Ruth?»

«O ja», stimmte ich bei, «wir werden kein Wort sagen. Und morgen kommen wir.»

«Gott segne euch», murmelte Terrys Mutter, «und möge er mir vergeben, dass ich eine so schlechte Frau bin!»

Sie hob ihren leeren Sack auf und war durch die Lücke in der Hecke verschwunden, ehe wir Zeit gefunden hatten, gute Nacht zu sagen. Wir blieben allein zurück und betrachteten die herumliegenden Früchte.

«Ich wollte, wir hätten sie ihr gelassen», bemerkte ich.

«Nein», sagte Philipp, «die Äpfel gehören Onkel Peter, und wir wären selber Diebe, wenn wir sie ihr gelassen hätten. Ich habe an etwas gedacht, Ruth, aber ich sage dir's erst am Morgen. Jetzt bin ich zu müde. Ich möchte nur so schnell wie möglich ins Bett.»

Auch ich war erschöpft und stellte deshalb keine Fragen. Wir schlichen die Treppen hinauf und plumpsten in unsere Betten. Ich war eben am Einschlafen, als Philipp den Kopf zur Tür hereinstreckte.

«Wieviel Geld haben wir in der Sparbüchse?» flüsterte er.

«35 Fr. 40 Rp.», murmelte ich schlaftrunken, und im nächsten Augenblick war ich weit weg im Land der Träume.

## Vom Geben

Natürlich verschliefen wir uns am folgenden Morgen und erwachten erst, als der Gong zum Frühstück ertönte und Tante Margret die Treppe heraufkam, um zu sehen, was mit uns los sei. Es kam ihr ziemlich verdächtig vor, dass wir erst am Aufwachen waren.

«Ich habe den Eindruck, dass ihr am Abend zu spät einschlaft», sagte sie streng, «sonst wärt ihr zur rechten Zeit wach. Es will mir scheinen, es werde in der letzten Zeit da oben hin- und hergelaufen, wenn ihr schon längst unter der Decke liegen solltet. Das kann ich nicht dulden. Wenn ihr im Bett seid, habt ihr drin zu bleiben! Im andern Fall muss ich euch einschliessen.»

Wir warfen einander im geheimen schuldbewusste Blicke zu. Wenn nur Tante Margret das Thema nicht weiter zu ergründen suchte! Zum Glück war heute Washtag, und sie hatte genug zu tun, das Feuer zum Brennen zu bringen, so dass sie keine weitem Fragen stellte.

Ich hatte nur das eine Verlangen, eingehend mit Philipp sprechen zu können. Aber mein Gewissen hielt mir – trotz meiner zahlreichen Ausreden – den Streich vom gestrigen Abend vor, so dass ich jetzt besonders brav sein wollte, um gutzumachen. Ich begab mich deshalb in die Küche und bot Tante Margret meine Hilfe an, worüber sie sehr erfreut schien. Während der Arbeit plauderten wir ganz freundschaftlich miteinander, und ich empfand es als sehr wohltuend, dass sie mit mir sprach, fast wie mit einer erwachsenen Person. Das hatte sie früher nie getan, und ich wunderte mich, was diese Veränderung bewirkt haben könnte.

Ich glaube, es hängt alles mit dem guten Hirten zusammen, überlegte ich, während ich die Taschentücher aufhing. Es ist wirklich vieles anders geworden, seitdem Philipp und ich ihn

kennengelernt haben. Ich glaube wahrhaftig, er fängt an, mir zu helfen, weniger unartig und faul zu sein, und es scheint mir auch, Tante Margret werde freundlicher. Vielleicht könnten wir heute nachmittag, nachdem wir Terry besucht haben, Tante Margret mehr von ihm erzählen und sie fragen, ob sie nicht eine Wolledecke übrig habe, damit er im Winter nicht friert.

Beim Gedanken an Terry fiel mir seine Mutter wieder ein. Eigentlich hatte ich fast den ganzen Morgen an sie denken müssen. Immer wieder tönten mir ihre letzten, traurigen Worte in den Ohren: «Möge mir Gott vergeben, dass ich eine so schlechte Frau bin!»

Natürlich würde Gott ihr vergeben, wenn sie ihn aufrichtig darum bat. Wenn sie eine böse Frau war, die stahl, dann glich sie ja aufs Haar dem armen Schaf über dem Abgrund, und der gute Hirte suchte sie. Ich fragte mich im stillen, ob sie wohl etwas von ihm wisse. Wenn nicht, sollte ich ihr doch eigentlich davon erzählen. Wenn sie dem guten Hirten angehörte, wäre das sicher sehr viel besser für sie. Er würde dann für sie und Terry sorgen, und sie könnte ihn um Wolledecken und Milch bitten.

Ich dachte so angestrengt über diese Dinge nach, dass ich vollständig vergass, die Taschentücher aufzuhängen, bis Tante Margret den Kopf zum Fenster herausstreckte, um zu sehen, was mit mir los sei.

«Vorwärts, Ruth», rief sie, «du musst den Kopf bei der Sache haben! Du stehst nun schon mindestens drei oder vier Minuten herum, ohne einen Finger zu rühren.»

Ich wurde feuerrot und machte mich hastig an die Arbeit. Ich beeilte mich, fertig zu werden, um meinen Plan mit Philipp besprechen zu können. Zum Glück war die Wäsche beinahe beendet.

«Du kannst jetzt gehen», sagte Tante Margret und zog ihre Schürze aus. «Du bist mir heute morgen eine rechte Hilfe gewesen und sollst vor dem Mittagessen noch ein Stündchen spielen können.»

Ich sprang die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal, und traf Philipp flach auf dem Bett liegend und den Inhalt der

Sparbüchse vor sich ausgebreitet. Ich kniete nieder und zählte das Geld mit ihm.

«35 Fr. 40 Rp.», bemerkte er nachdenklich. «Mit 40 Franken kann man einen Photoapparat kaufen. Wenn wir beide die ganzen Ferien hindurch unser Taschengeld aufsparen, könnten wir ihn am Anfang des neuen Schuljahres anschaffen.»

Er machte eine Pause, und ich beobachtete ihn ängstlich.

«Wenn wir hingegen 10 Franken für Terrys Milch geben, können wir den Apparat ungefähr zu Weihnachten kaufen.»

Ein kleiner Seufzer entfuhr ihm. Ich wusste, er dachte an die Eichhörnchenfamilie und die Haselmausnester, die wir im Herbst fänden, und die Nester von Feldmäusen, die zum Vorschein kämen, sobald das Korn geschnitten war. Das war mehr, als ich im Gedanken an ihn ertragen konnte.

«Ach, ich glaube gar nicht, dass wir 10 Franken zu geben brauchen», rief ich aus. «Mit 7 Franken 50 kann man schon ungeheuer viel Milch kaufen, und ich schlage vor, dass wir Tante Margret um eine Woldecke bitten. Sie hat bestimmt eine alte übrig.»

Philipp drehte seine Münzen in den Fingern herum.

«Du», sagte er, «es ist vielleicht nicht nötig, dass wir uns jetzt schon entscheiden; wir können auf dem Weg darüber nachdenken. Ich nehme die Sparbüchse mit allem, was drin ist, mit, und wenn es mir dann drum ist, 7 Franken 50 zu geben, kann ich's tun, und wenn's mir eher um 10 ist, kann ich's ebenfalls tun.»

Ich war durchaus einverstanden. Die Sache war zu wichtig, um in der Eile entschieden zu werden, und wir legten das Geld wieder an seinen Platz. Jetzt konnte ich mit meinem Plan herausrücken.

«Philipp», sagte ich, «weisst du noch, wie Terrys Mutter gesagt hat, sie sei eine böse Frau?»

«Das ist sie auch», stimmte Philipp bei. «Ich will sagen, ich bedaure sie sehr. Aber so arm einer ist, er hat doch kein Recht, anderer Leute Äpfel zu stehlen.»

«Ja, ich weiss schon», fiel ich ein, «aber ich habe an etwas anderes gedacht, Phil. Wenn sie wirklich so böse ist, sollten wir da nicht versuchen, ihr vom guten Hirten zu sagen? Vielleicht weiss sie nicht, dass er sie sucht und ihr vergeben will. Und ich glaube halt, wenn sie es wüsste, würde sie so viel glücklicher werden – wie ich.»

Philipp nickte zustimmend.

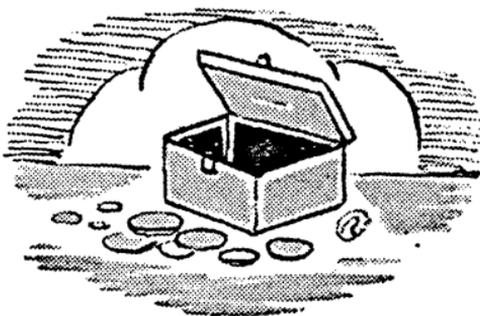
«Ich habe selber auch daran gedacht», gab er zu, «und ich glaube tatsächlich, wir sollten es versuchen. Aber vielleicht will sie nichts davon hören. Grosse Leute sind manchmal so. Einmal, als ich von der Schule kam, habe ich einen armen, alten Landstreicher am Strassenrand sitzen sehen. Der hat so traurig ausgesehen, dass ich gedacht habe, ich wolle ihm sagen, Jesus habe ihn lieb. Aber er sagte bloss, das gehe mich nichts an, und er brauche Schuhe und Bier, und nicht Bibeln.»

«Und was hast du darauf geantwortet?» fragte ich höchst interessiert.

«Ja, was wollte ich antworten?» erwiderte Philipp. «Ich habe einfach gesagt: «Ich habe kein Bier, und meine Schuhe wären zu klein für Sie.» Da hat er gesagt, ich solle aufhören, dumm zu tun, und machen, dass ich fortkomme. Er hat eben nichts von Jesus hören wollen. Da habe ich halt gehen müssen.»

«Schon möglich, dass Frau Terry auch so ist», gab ich zu. «Aber wir sollten es trotzdem versuchen, man kann ja nie wissen.»

Nach dem Mittagessen nahmen wir den wohlbekanntem Weg unter die Füsse. Ich trug meine Bibel unter dem Arm und darin wohlverwahrt meine Postkarte. Philipp hielt die Sparbüchse in der Hand. Sie hatte ein recht erfreuliches Gewicht, und die Geldstücke



klimperten im Takt mit unseren Schritten. Doch Philipp schien ziemlich niedergedrückt. Ich konnte mir wohl vorstellen, dass er dem Photoapparat nachgrübelte, und wünschte sehnlich, ihn zu trösten.

«Phil», sagte ich, «ich glaube, mit 5 Franken könnte man schon sehr viel Milch kaufen. Wir wollen uns erkundigen, was die Milch kostet, nicht wahr?»

Philipp liess nur ein Brummen hören. Er schien nicht geneigt, dieses Thema wieder zu erörtern. Wir gingen darum schweigend weiter.

Wir waren halbwegs den Hügel hinunter, als Terrys Mutter unversehens hinter einem Baumstamm hervortrat. Sie schien auf uns gewartet zu haben. Sie sah uns angstvoll an, als habe sie uns im Verdacht, unser Versprechen nicht gehalten zu haben.

«Könnten wir nicht hier miteinander reden?» begann sie erregt, «bevor ihr zu Terry hinuntergeht? Ihr wollt doch meinem Terry nichts über die Äpfel sagen? Ich habe es ihm zuliebe getan. Aber er würde es schrecklich zu Herzen nehmen, wenn er es wüsste. Er ist ein braver, ehrlicher Bub, mein Terry.»

«Selbstverständlich sagen wir ihm nichts», beruhigte sie Philipp. «Wir haben ja versprochen, es keinem Menschen zu verraten. Reden wir hier auf dem Hügel miteinander, da kann er uns nicht hören!»

Wir setzten uns in die Glockenblumen, die am Wegrand blühten, und schwiegen eine ganze Weile. Philipp schaute mich an, weil er erwartete, dass ich den Anfang machen sollte. Ich schaute zu Boden, weil ich mich scheute, und Terrys Mutter sah unverwandt auf die Sparbüchse.

Philipp stiess mich mit dem Fuss und nickte, weil er fand, es sei wirklich an der Zeit, dass irgend jemand irgend etwas sage. Da zog ich mein Bild zwischen den Seiten meiner Bibel hervor und hielt es der Frau vors Gesicht. Es war an den Kanten schon recht abgenützt und hatte verbogene Ecken, weil ich es so oft zur Hand nahm. Doch in meinen Augen hatte es nichts von seiner Schönheit eingebüsst.

«Frau Terry», sagte ich schüchtern und übersah vollständig, dass sie gar nicht so heissen konnte, «Frau Terry, wenn Sie wollen, kann noch alles gut werden mit Ihnen wegen der Äpfel, weil der gute Hirte auf diesem Bild Jesus ist, der für uns gestorben ist, damit wir Vergebung haben können. Und dieses arme Schaf über dem Abgrund, das sind wir, wenn wir Böses tun und von Gott weglaufen. Wenn Sie ihn also drum bitten, wird er Ihnen sofort vergeben, und Sie können ihm gehören wie Philipp und ich. Und dann, glaube ich, würde er Ihnen helfen, für Terry zu sorgen und Geld für besseres Essen zu bekommen.»

Bisher hatte sie mehr auf die Sparbüchse geschaut als auf das Bild. Doch jetzt hob sie den Kopf und starrte mich neugierig an. «Du bist noch so klein und kannst schon so gut reden!» bemerkte sie.

«O nein!» rief ich aus und errötete lebhaft. «Ich sage das nicht, ich hab's nicht erfunden. Es steht alles in der Bibel. Warten Sie, ich will Ihnen die Geschichte vorlesen. Sie ist dort viel schöner, als ich sie erzählen kann.»

Ich fand das fünfzehnte Kapitel im Lukas-Evangelium und las die Geschichte langsam und ehrfürchtig bis zum Schluss: «Es ist Freude im Himmel über einen einzigen Sünder, der Busse tut...» Das hab ich Ihnen ja gesagt, Frau Terry: Der liebe Gott und die Engel freuen sich, wenn wir den Hirten bitten, uns zu finden.»

Terrys Mutter hörte jetzt aufmerksam zu.

«Ja, so hat man es uns in der Sonntagsschule gelehrt, als ich auch so'n kleines Mädchel war», murmelte sie.

«Wirklich?» erwiderte ich freudig, «dann will ich Ihnen noch etwas lesen.»

Ich schlug das zehnte Kapitel im Johannes-Evangelium auf und begann die Verse vorzulesen, die mir so teuer waren und die ich beinahe auswendig wusste: «Ich bin der gute Hirte, der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.»

Doch plötzlich hielt ich an, denn ein furchtbarer Gedanke fuhr mir durch den Kopf: Der gute Hirte hatte sein Leben ge-

geben, alles, was er besass, für seine Schafe, und ich gab nicht einmal 5 Franken gern her!

Wenn ich bloss Philipp klarmachen könnte, dass es 10 Franken sein müssten! Ich hustete und schnitt Grimassen, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Aber er wollte und wollte mich nicht ansehen. Langsam öffnete er den Verschluss der Sparbüchse. Terrys Mutter beobachtete ihn gespannt.

Ich stiess ihn ein bisschen mit dem Fuss. Aber er schaute noch immer nicht auf. Wie ungeschickt, wenn er mich beim Wort nähme und nur 5 Franken gäbe, wo doch der gute Hirte sein Leben gegeben hatte! O, wenn ich es ihm nur beibringen könnte!

Philipp rückte näher zu Terrys Mutter hin.

«Wir haben Ihnen ein wenig Geld gebracht, damit Sie Milch und gutes Essen für Terry kaufen können», sagte er schlicht. «Es ist nicht sehr viel; aber es ist alles, was wir haben.» Und damit drehte er die Sparbüchse um und leerte den ganzen Inhalt in ihre Schürze.

«Es sind 35 Franken 40 Rappen», sagte er deutlich, so dass jegliches Missverständnis in dieser Sache ausgeschlossen war. «Wir hoffen, dass es Terry sehr gut tun wird. Und jetzt wollen wir zum Hause hinunterlaufen und ihn besuchen.»

Er erhob sich und begann den Hügel hinabzugehen, aber ich blieb noch einen Augenblick zurück. Der gute Hirte hatte sein Leben gegeben, Philipp all das Geld für seinen Photoapparat – ich wollte auch etwas geben. Es fiel mir plötzlich ein, dass ich meinen kostbarsten Schatz in den Händen hielt. Da nahm ich das Bildchen und legte es zu den Münzen in die schwarze Schürze.

«Das ist mein Bild», flüsterte ich, «und Sie können es haben, damit es Sie an den guten Hirten erinnert, der Sie finden möchte.»

«Danke, kleines Mädchen», erwiderte Terrys Mutter.

Da liess ich sie auf der Wiese sitzen und ihre Geldstücke zählen und rannte Philipp nach.

«Ich hoffe, es hat dir nichts ausgemacht, dass ich das ganze Geld gegeben habe», sagte Philipp entschuldigend, als wir uns eine Stunde später auf dem Heimweg befanden. «Schliesslich gehörte es ebensogut dir wie mir. Aber irgendwie habe ich gespürt, dass wir es nicht behalten dürfen. Ich will sagen: Wenn man richtig darüber nachdenkt, scheint der Photoapparat gar nicht so wichtig im Vergleich zu Terry. Meinst du nicht auch?»

«Gewiss», erwiderte ich, «und das Merkwürdige ist, dass ich fast das gleiche gedacht habe. Als wir den Vers gelesen haben vom guten Hirten, der sein Leben gibt, ist es mir ganz gemein vorgekommen, so wenig zu geben, und ich habe versucht, dir Zeichen zu machen, damit du mehr geben solltest.»

«Komisch», sagte Philipp, «ich habe gemeint, es wäre mir scheusslich zumute ohne mein Geld. Aber jetzt habe ich eine unbändige Freude.»

«Komisch», sagte ich ebenfalls, «ich habe gemeint, ich könnte mich niemals von meinem Bildchen trennen, und jetzt bin ich wahrhaft froh, dass Terrys Mutter es hat. Ist das nicht eigenartig?»

«Ja», pflichtete mir Philipp bei. «Wir hätten uns nie träumen lassen, dass es so schön sein kann, etwas zu verschenken. Aber weisst du, ich glaube, es ist auch das allererste Mal, dass wir etwas weggeben, das wir schrecklich gern behalten hätten. Darum konnten wir es ja nicht wissen.»

Das gab uns so viel zu denken, dass wir in tiefem Schweigen nach Hause gingen.

## Hopfen und Pilze

Die Sommerferien hatten diesmal einen besonderen Reiz, weil Tante Margret uns zum erstenmal erlaubte, einige Nachmittage auf den Hopfenfeldern zuzubringen, wo wir nicht wenig verdienten. Wir hatten den Gedanken an einen Photoapparat vorderhand aufgegeben. Unser Ziel war, das Geld für eine gute, warme Wolledecke für Terry aufzubringen. Tante Margret hatte uns diesen Vorschlag gemacht, weil sie selber keine Wolledecke übrig hatte. Hingegen schenkte sie uns allerlei kleine Sachen für Terry und richtete Philipps alten Flanell-Schlafanzug für ihn her. Darin würde er es bedeutend wärmer haben als in seinem dünnen kleinen Baumwoll-Nachthemd.

Pfarrer Robinger seinerseits hatte versprochen, Terry aufzusuchen. Bei einem unserer zahlreichen Samstagsbesuche hatten Philipp und ich ihm von Terry erzählt und ihn inständig gebeten, unseren Freund zu besuchen.

«Wissen Sie», hatte ich ihm auseinandergesetzt, «ich habe versucht, ihm vom guten Hirten zu sagen, aber er will nicht zuhören. Er behauptet, wenn Gott ihn lieb hätte, würde er ihm den Rücken gesund machen und ihn herumlaufen lassen. Und als er das gesagt hat, habe ich keine Antwort gewusst. Aber wenn Sie kämen, könnten Sie ihm doch alles so schön erklären, nicht wahr.»

Der Pfarrer hatte gelächelt.

«Nein», war seine Antwort gewesen, «ich könnte es gar nicht erklären. Wenn Gott nämlich Trauriges in unser Leben sendet, erklärt er uns oft nicht, warum. Er sagt uns bloss, das sei jetzt das Beste für uns. Und wenn wir ihn aufrichtig lieb haben, glauben wir, was er sagt, sogar ohne es zu verstehen. Das nennt man <vertrauen>. Übrigens hört Terry sicher viel

eher auf dich als auf mich, weil du ein Kind bist wie er und ich bloss ein Erwachsener.»

«Aber er will ja nichts hören», versicherte ich, «er beachtet mich überhaupt nicht, oder dann sagt er, ich solle über etwas anderes reden.»

«In diesem Fall», hatte der Pfarrer geantwortet, «müsst ihr anfangen, jeden Tag zu beten, dass Terry zuhören möge. Gott erhört unsere Gebete zwar nicht immer gleich. Aber er hört sie, und wenn es rechte Gebete sind, so erhört er sie schliesslich immer. Ich werde euren Freund besuchen, sobald ich aus den Ferien zurück bin.»

Daraufhin waren Pfarrers mit den Zwillingen für drei Wochen in die Ferien gereist, und unterdessen verdienten Philipp und ich, soviel wir konnten, auf den Hopfenfeldern. Wir liebten diese Felder mit den lärmigen Pflückern und dem seltsamen Geruch, der sich an unsere Kleider und unsere Hände heftete. Wir schlossen uns einer Familie aus der Stadt an und hörten dem lebenswürdigen Geplauder dieser einfachen Leute zu, während wir gemeinsam um einen Haufen Hopfen herum sassen und fleissig pflückten. Um sechs Uhr stellten wir uns vor der Kasse in die Reihe, um unseren Lohn in Empfang zu nehmen, und fühlten uns herrlich wichtig und erwachsen, wenn uns die Geldstücke ausgehändigt wurden.

Eines Tages lud uns diese Familie zum Abendbrot ein, und wir setzten uns mit ihnen um ein glühendes Kohlenfeuer. In einer grossen Bratpfanne backten sie eine Art merkwürdiger Pfannkuchen. Es duftete wunderbar, und als man solch ein Ding auf einen Blechteller stürzte und uns überreichte, fanden wir, noch nie in unserem Leben hätten wir etwas so Gutes gegessen. Aber Tante Margret war sehr ungehalten, dass wir verspätet nach Hause kamen, und als wir erklärten weshalb, da war sie noch unzufriedener und behauptete, wir könnten weiss was für Krankheiten auflesen und hässliche Reden hören, wenn wir fortfuhren, um Kohlenfeuer herumzusitzen und mit

«Zigeunern» aus Blechtellern zu essen. So mussten wir denn auf dieses Vergnügen verzichten.

Wir fanden bald einen neuen Weg, um Geld zu verdienen, der Tante Margret besser gefiel als das Hopfenpflücken. An einem leicht nebligen Septembermorgen war es. Wir standen früh auf und rannten auf die silbrigen Felder hinaus, wo die Spinnen durchsichtige Spitzenränder um die Gräser woben. Wir zogen unsere Schuhe und Strümpfe aus, weil wir den kalten Tau gerne zwischen den Zehen spürten, und hüpfen auf dem Felde herum. Plötzlich stand Philipp still. Er hatte einen kleinen weissen, runden Pilz erblickt und bückte sich, um sich zu vergewissern, dass es kein Giftpilz war.

«Pilze, Ruth!» rief er aus. «Komm, wir wollen sehen, ob wir noch mehr finden!»

Bei näherem Zusehen entdeckten wir, dass das Feld ganz übersät war mit kleinen festen Kugeln und grossen Schirmen. Wir legten sie alle an einen Haufen, bis wir damit einen Korb hätten füllen können, wenn wir einen gehabt hätten.

«Es gibt nur einen Ausweg», erklärte Philipp. «Du musst dein Leibchen ausziehen und die Ärmel zusammenknüpfen, so dass ein Sack entsteht. Wir müssen diese Pilze doch irgendwie nach Hause bringen.»

Ich zog mich also hinter eine Weide zurück für den Fall, dass irgendein benachbarter Bauer des Weges käme, und auch – wie Philipp bemerkte –, um die Kühe nicht zu erschrecken. Als mein Leibchen mit Pilzen gefüllt war, begann es sich in die Länge zu ziehen. Und als wir zu Hause ankamen, war es so lang geworden, dass es beinahe den Boden berührte.

Wir hatten im Sinn, Tante Margret einen Teil unserer Beute zum Kochen zu geben und sie zu fragen, ob wir das Übrige dem Gemüsehändler in unserer Nähe verkaufen dürften.

Tante Margret war sehr erfreut über die Pilze, aber nicht über mein Leibchen. Sie sagte, ich hätte mir eine schwere Erkältung zuziehen können, und auf jeden Fall gehe auch die beste Unterwäsche auf diese Weise zugrunde. Ich erhielt ein

Schnupfenmittel zur Vorbeugung und musste mein Leibchen selbst auswaschen. Infolgedessen war ich während des ganzen Frühstücks ziemlich verdriesslich. Doch meine Laune besserte sich schnell, als Tante Margret sich mit unserem erhofften Handel einverstanden erklärte unter der Bedingung, dass wir die Pilze in einem regelrechten Korb wegtrugen. Wir zogen also angeregt los, stellten uns vor dem Ladentisch auf und begehrten Herrn Danielsen persönlich zu sprechen.

Herr Danielsen war ein wohlbeleibter Mann mit einer Glatze und trug eine dicke Hornbrille auf seiner breiten, roten Nase. Er hatte Philipp und mich gern und strahlte uns über den Ladentisch an. Als er die Pilze erblickte, warf er vor Bewunderung die Arme in die Luft.

«Du liebe Güte», rief er aus, «was seid ihr für findige Kinder! Wartet nur, ich will die Pilze wiegen und euch den gleichen Preis auszahlen wie den Bauern. Und wenn ihr noch andere findet, so bringt sie nur schnurstracks her.»

Wir fanden noch eine grosse Menge. Und so wurde dank Pilzen und Hopfen die Sparbüchse wieder schön schwer, und wir begannen bereits die Farbe der Wolledecke, die wir kaufen wollten, zu besprechen, als etwas Wunderbares geschah.

Wir waren in der Nachmittagshitze über die Hügel gewandert, um Terry eine Tüte voll Pflaumen zu bringen. Seine Kammer war heute ganz besonders muffig, und Terry, den wir allein antrafen, sah heiss und erschöpft aus. Sein dunkles Haar hing ihm in schweissig-feuchten Strähnen über die Stirn, und er hatte das Bettzeug weggestossen. Er bemerkte es nicht, als wir ins Zimmer traten, denn er schaute unverwandt auf die gegenüberliegende Wand, an der das Bild hing, das ich seiner Mutter geschenkt hatte.

«Hallo Terry», begrüsstet wir ihn und setzten uns auf das Bett, «ist deine Mutter ausgegangen?»

«Hm-m», kam die Antwort mit matter Stimme, «sie ist schon lange weg.»

«Wohin ist sie gegangen?» erkundigten wir uns.

«Weiss nicht», erwiderte er, «sie wollte es nicht sagen.»

Eine Pause entstand, dann sagte Terry in unzufriedenem, herrischem Tone:

«Nimm das Bild dort mit dir. Es plagt meine Mutter fürchterlich. Die letzten paar Tage hat sie immer halb geweint, wenn sie es angesehen hat. Sie war glücklicher, bevor du es gebracht hast, und wir brauchen es nicht.»

«Aber ich kann es doch nicht wegnehmen», widersprach ich. «Es gehört deiner Mutter, ich habe es ihr gegeben. Und es wäre gestohlen, wenn ich es nähme.»

Erschöpft strich Terry sich mit der Hand über die Stirn und kehrte das Gesicht gegen die Wand.

«Ich wollte, ich wäre tot», brummte er.

Noch nie hatten wir ihn so niedergeschlagen gesehen, und wir wünschten nichts sehnlicher, als ihn trösten zu können. Aber womit sollten wir einen Jungen trösten, der den lieben langen Tag in dieser drückendheissen, freudlosen Düsterteit liegen musste? Sogar die Pflaumen, die wir ihm anboten, wies er ab.

«Es ist mir schlecht», sagte er, «vielleicht esse ich sie später.»

Wir verliessen ihn bald, denn er schien zu müde zu sein, um unsere Gesellschaft zu wünschen. Seine Mutter war noch nicht zurückgekehrt, und wir kletterten recht bedrückt den Hügel hinan.

«Philipp», fragte ich, «betest du noch immer jeden Tag, dass Terry gesund werden möge?»

«Nicht jeden Tag», gestand Philipp, «weil ich manchmal sicher bin, er wird nicht mehr gesund. Ich meine, vielleicht findet Gott, es wäre besser, er würde nicht gesund. Der Doktor hat gesagt, er könne nicht geheilt werden, weisst du noch? Und die Ärzte haben meistens recht.»

«Aber Gott könnte doch ein Wunder tun», warf ich ein, «wie in der Bibel. Es ist einfach schrecklich, findest du nicht? Terry kommt mir jedesmal trauriger vor.»

«Das Schlimmste ist nicht die Krankheit», bemerkte Philipp sinnend, «es ist die grässliche alte Bude. Dort drin ist es immer so, heiss und finster, und es riecht so widerlich. Es muss einem dort entsetzlich langweilig werden. Wenn er an einem hübschen Ort krank sein könnte, wäre es ganz anders.»

Aus dieser Not sah ich wirklich keinen Ausweg, ausser wir beteten darum, dass jemand, der ein schönes Haus besass, Terry adoptierte. Doch nach weiterer Überlegung beschlossen wir, auf keinen Fall dafür zu beten, weil Terry sich niemals von seiner Mutter trennen würde.

Wir besprachen die ganze Angelegenheit so ernsthaft, dass wir, beim Gartentor angelangt, gar nicht acht gaben, wohin wir gingen, und beinahe mit Tante Margret zusammengestossen wären, die den Gartenweg herunterkam. Sie unterhielt sich mit einer grossen Frau, die eine schwarze Pelerine anhatte. Wir blickten rasch ins Gesicht der Besucherin und erkannten zu unserem grenzenlosen Erstaunen Terrys Mutter. Ihre dunklen Augen waren vom Weinen gerötet. Das Merkwürdigste aber war, dass meine Tante, die sich in der Regel äussert abweisend gegen Bettler und Zigeuner verhielt, freundlich mit ihr sprach und sogar die Hand auf ihren Arm gelegt hatte.

Keine der beiden Frauen beachtete uns, und wir verschwanden eiligst im Hause, denn wir ahnten dunkel, dass Terrys Mutter sicher nicht gewünscht hatte, uns zu begegnen. Doch als wir drinnen waren, schauten wir einander höchst neugierig an. Was konnten wohl Tante Margret und Terrys Mutter sich zu sagen haben?

«Vielleicht hat sie um Sachen für Terry gebeten», suchte ich zu erraten.

Philipp schüttelte den Kopf.

«Ich glaube kaum», sagte er. «Tante Margret ist ja so nett zu ihr gewesen; gewöhnlich ist sie doch ziemlich ärgerlich, wenn Bettler kommen.»

Wenn wir gehofft hatten, unsere Tante würde unsere Neugier befriedigen, so hatten wir uns geirrt. Sie kam einige Augen-

blicke später ins Haus zurück und ging in ihr Schlafzimmer hinauf. Als sie wieder herunterkam, war sie sehr still und gab überhaupt nicht acht auf uns. Sie kam mir trauriger vor als sonst, und obwohl sie das Nachtessen zuzubereiten begann, sah sie aus, als seien ihre Gedanken bei Dingen, die gar nichts mit dem Nachtessen zu tun hatten.

Am folgenden Morgen wartete eine neue Überraschung auf uns. Während des Frühstücks legte Tante Margret ihr Besteck nieder und blickte auf die Uhr.

«Ruth», sagte sie, «ich gehe heute morgen aus. Es handelt sich um etwas sehr Wichtiges, und ich werde voraussichtlich einige Stunden weg sein. Du kannst deshalb das Mittagessen kochen. Die Kartoffeln sind bereits geschält, und es ist noch kaltes Fleisch da. Du brauchst also nur den Salat zu waschen, Äpfel zu schälen und zu kochen und Pudding zu machen. Ich habe dir kürzlich gezeigt, wie das zugeht, nun hast du eine gute Gelegenheit, um es allein zu versuchen.»

Philipp und ich schauten sie verwundert an.

Solange wir zurückdenken konnten, war meine Tante noch nie für den ganzen Morgen ausgegangen oder hatte versäumt, das Mittagessen selbst zu kochen. Es musste etwas ungeheuer Wichtiges im Gange sein, und wir brannten darauf, zu wissen, was es war. Da sie es nicht selbst sagte, wagten wir jedoch keine Fragen zu stellen. Ausserdem war ich so stolz, das Mittagmahl allein zubereiten zu dürfen, dass ich mich bald zu wundern vergass.

Tante Margret tat, wie sie gesagt hatte. Sie erhob sich vom Frühstückstisch, setzte den Hut auf und verliess das Haus, und wir erblickten sie nicht mehr bis zum Mittag.

Uns selbst überlassen, machten wir uns mit Feuereifer ans Werk. Einen ganzen Vormittag lang Herrin des Hauses zu sein, gefiel mir ungemein. Wir räumten den Tisch ab und begannen im Vollgefühl unserer Wichtigkeit mit dem Geschirrabwaschen. Als erstes leerte ich fast ein ganzes Paket Seifenflocken ins

Abwaschwasser und schlug sie mit dem Schneebesen, bis der Schaum beinahe an den Wasserhahn hinaufreichte. Danach mussten wir ihn selbstverständlich etwa zehn Minuten lang mit den Händen oben wegschöpfen und Seifenblasen in der Küche herumfliegen lassen. Wir jauchzten vor Freude, wenn sie auf den obersten Gestellen landeten.

Plötzlich merkte ich, dass ich mich gar nicht hausfrauulich auführte. Ich wandte mich eiligst dem Abwaschbecken zu, tauchte meine Arme bis zu den Ellbogen in das Seifenwasser und fing an, das Silberzeug herauszufischen.

Der Vormittag verging aufs angenehmste. Wir schälten so viele Äpfel, dass man ein Regiment damit hätte bewirten können. Der Pudding brannte stark an, aber man schmeckte es nicht allzusehr. Wir fanden drei kleine Schnecken im Salat und trugen sie behutsam aufs Salatbeet zurück für den Fall, dass ihre Mütter sie vermissten. Als die Vorbereitungen für das Mittagessen soweit gediehen waren, machten wir uns an die Zimmer. Wir trugen sämtliche Bettvorlagen in den Garten und tanzten mit ihnen herum, bis wir über und über mit Staub bedeckt waren. Ja wirklich, Herr und Meister zu sein im Hause war ein erstklassiges Vergnügen! Der Vormittag eilte nur so vorüber, und es schien uns erst eine ganz kurze Zeit vergangen zu sein, da spazierte Tante Margret bereits wieder zur Tür herein. Es war Essenszeit. Ich stürzte zu den Kartoffeln. Sie kochten munter drauflos. Das Mittagessen wurde von einer heisswangigen, sehr zerzausten kleinen Köchin aufgetragen, die gleich nach dem Tischgebet weggeschickt wurde, um sich zu kämmen. Meine Tante schien jedoch zufrieden zu sein mit meinen Anstrengungen. Sie lobte die Kartoffeln und den Salat und sagte nichts über den brenzligen Geschmack des Puddings. Sie sah glücklich aus, viel glücklicher als beim Frühstück. Dann und wann huschte ein Lächeln über ihre Züge, als hätte sie irgend ein vergnügliches Geheimnis.

«Ich hoffe, du hast einen schönen Morgen gehabt, Tante Margret», sagte Philipp höflich.

Tante Margret zwinkerte mit den Augen, und das kleine Lächeln umspielte wieder ihre Mundwinkel.

«Danke, Philipp», sagte sie ernsthaft, «ich habe einen sehr schönen Morgen gehabt.» Und nach einem Augenblick fügte sie hinzu:

«Heute abend, wenn Onkel Peter heimgekommen ist und ich mit ihm gesprochen habe, werde ich euch davon erzählen. Bis dahin ist es ein Geheimnis.»

Philipp und ich zerplatzten fast vor Neugier. Als der Abend kam, liefen wir dauernd auf die Strasse hinaus, um zu sehen, ob Onkel Peter bald erscheine. Als wir ihn schliesslich erblickten, stürzten wir in die Küche und schrieten:

«Er kommt, Tante, er kommt! Sag uns das Geheimnis!»

Sie bugsierte uns mit einem hölzernen Kochlöffel zur Küche hinaus.

«Macht, dass ihr fortkommt!» lachte sie. «Ich kann nicht gleichzeitig Fische braten und Geheimnisse erzählen. Sagt eurem Onkel, er soll bitte hierher kommen, und dann geht und spielt im Garten!»

Da ging Onkel Peter in die Küche und schloss die Tür hinter sich zu.

## Das Geheimnis

Das Geheimnis, das Geheimnis!» jubelten wir und machten es uns auf kleinen Schemeln zu Tante Margrets Füßen bequem. Wir sassen in der Abenddämmerung draussen vor der Glastür. Die Luft war vom Duft später Rosen durchtränkt, und Fledermäuse flatterten unermüdlich an uns vorüber. Während meine Tante sprach, beugte sie sich vor, und wir krochen näher und näher, bis unsere Köpfe ihre Knie berührten.

«Also gut», sagte sie, «bevor wir aber Geheimnisse auskramen, möchte ich wissen, was ihr vor ein paar Wochen um ein Uhr nachts im Obstgarten zu suchen hattet!»

Wir fuhren beide zusammen, und das Blut schoss uns in die Wangen. Das hatten wir denn doch nicht erwartet! Seltsamerweise klang die Frage aber gar nicht besonders ärgerlich. Im Gegenteil, ein leichtes Beben in Tante Margrets Stimme verriet, dass sie sich wahrscheinlich Gewalt antun musste, um nicht zu lachen.

Nach einer sehr unbehaglichen Sekunde des Schweigens gab Philipp mit ziemlich unsicherer Stimme zur Antwort:

«Wir konnten an jenem Abend nicht einschlafen, und wir wollten gern die Sterne von nahem sehen. Da zogen wir etwas an und gingen auf den Gipfel des Hügels hinauf, und dann . . .»

«Wie, ihr seid bis auf den Nordhügel hinaufgegangen, ganz allein – in der Nacht?» unterbrach ihn Tante Margret entsetzt.

«Du hast es uns nie ausdrücklich verboten», fiel ich ihr rasch ins Wort.

«Ruth», sagte meine Tante ernst, «es gibt sehr viele Dinge, die ich nie ausdrücklich verboten habe. Aber im Grunde deines Herzens weisst du ganz genau, dass ihr sie nicht tun dürft. Du brauchst deshalb keine faulen Ausreden zu bringen. Bevor wir

nun weiterreden, sollt ihr mir versprechen, dass ihr nie mehr des Nachts allein ausgehen wollt, solange ihr bei mir wohnt.»

Wir versprachen es beide hoch und heilig.

«Nun gut», fuhr meine Tante fort, «wenn ihr das begriffen habt, wollen wir nichts mehr darüber sagen. Jetzt nimmt es euch vielleicht wunder, wie ich euch auf die Spur gekommen bin.»

Wir glaubten, es erraten zu können, schwiegen aber.

«Ihr wäret gestern kaum aus dem Hause, da kam Terrys Mutter zu mir auf Besuch. Sie hatte mir eine lange Geschichte zu erzählen. Vor einigen Wochen war sie beinahe verzweifelt, weil sie nicht wusste, wie sie ihrem Jungen eine Woldecke anschaffen sollte. Als sie dann unsere grossen, roten Äpfel sah, reifte der Entschluss in ihr, nachts herzukommen und sich selbst zu bedienen. Sie hat es einige Male getan. Damit euer Onkel nichts merken sollte, nahm sie jeweils ein paar Pfund von jedem Baum. Sie verkaufte die Äpfel an Gemüsehändler in ihrer Umgebung und verdiente damit eine hübsche kleine Summe. Dann kam die Nacht, da sie euch im Garten antraf.»

Wir warfen einander schuld bewusste Blicke zu und fragten uns, ob Tante Margret wohl sehr ungehalten sei, weil wir nichts gesagt hatten. Wir waren nicht sonderlich entzückt von diesem Geheimnis.

«Ihr gabt ihr das Versprechen, nichts zu sagen», fuhr meine Tante fort. «Das war nicht sehr vernünftig, denn hättet ihr mir's eher gesagt, so hätte ich auch eher helfen können. Doch ich weiss, ihr habt es gut gemeint. Und dann hat mir Terrys Mutter erzählt, wie ihr zu ihr gekommen seid und ihr all euer Ersparnes gebracht habt; und du, Ruth, hast ihr dein Bildchen gegeben.»

Ich errötete wieder, denn ich war immer scheu, wenn es um mein Bild ging.

«Du hast dich, sagte sie, neben sie gesetzt und ihr die Geschichte vom verlorenen Schaf aus der Bibel vorgelesen und ihr vom guten Hirten erzählt, der sie finden und erretten wolle. Du scheinst dein Bild sehr gut erklärt zu haben, Ruth, denn sie

nahm es heim und hing es an die Wand. Und seither hat sie immer gewünscht, sie könnte dem Schaf auf dem Bild gleichen. Aber sie fühlte, dass sie Gottes Vergebung nicht erwarten dürfe, solange sie mir nicht den Erlös der gestohlenen Äpfel gebracht habe. Und darum ist sie gestern gekommen.»

Lange blieb es ganz still zwischen uns. Der Mond stieg hinter den schwarzen Föhren auf, und der Garten war erfüllt von kleinen flüsternden Windstössen und allerlei geheimnisvollem Rascheln. Wir sassen regungslos, wandten den Blick nicht von Tante Margret und warteten auf die Fortsetzung.

«So ist sie denn gekommen und hat mir das Geld gebracht, denn es war ihr, als rufe sie der gute Hirte und sie könne keine Ruhe finden, bis sie ihm geantwortet habe. Daraufhin haben wir eine lange Unterredung gehabt, und sie hat mir alles erzählt über ihren Sohn, der in jener elenden Hütte zugrunde geht. Heute früh bin ich selbst hingegangen und habe mich von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt. Sie kann den Jungen nicht allein lassen, um ihrer Arbeit nachzugehen. Sie will sich aber auch nicht von ihm trennen und ihn wieder ins Krankenhaus geben. Und so sind sie beide dem Verhungern so nahe, wie man es nur sein kann.»

Meine Tante starrte ins Dämmerlicht hinaus. Sie schien unsere Gegenwart gänzlich vergessen zu haben. Endlich fuhr sie fort:

«Und als sie gestern von mir weggegangen war, Philipp und Ruth, da, glaube ich, hat der gute Hirte auch zu mir gesprochen. Ich habe viele Jahre lang nicht mehr oft an ihn gedacht, aber gestern abend hat er mir manches gezeigt.»

Ich hing an Tante Margrets Lippen und war so nahe an sie herangerückt, dass sie den Arm um mich legte.

«Er hat mir so vieles gesagt, dass ich euch jetzt nicht alles erzählen kann. Aber zwei Dinge sollt ihr wissen: Er hat mir eine Summe Geld gezeigt, die nutzlos auf der Sparkasse liegt, und ein unbewohntes Zimmer, in dem die Möbel mit Überzügen bedeckt sind. Dieses Zimmer hat ein grosses Fenster, durch das jeden Morgen die Sonne hell und warm herein-

scheint. Es hat auch eine prächtige Aussicht auf die Ebene, und die Buche steht so nahe davor, dass man sich beinahe im Freien fühlt.»

Es verschlug mir fast den Atem.

«Das schöne Gastzimmer?» lispelte ich. Meine Tante nickte.

«Jawohl», sagte sie. «Unser bestes Zimmer hat lange genug leergestanden. Von nun an wird es nicht mehr so sein, denn wir stellen es dem guten Hirten zur Verfügung. Übermorgen kommen Terry und seine Mutter eine Zeitlang zu uns. Terrys Mutter wird mir im Hause helfen, und Terry selbst wird beim Fenster im Gästezimmer liegen und ein wenig Farbe auf seine Wangen bekommen. Es soll sein eigenes Zimmer sein, und ihr dürft mir helfen, es morgen für ihn herzurichten. Wollt ihr?»

Ob wir es wollten?! Wir waren beide so beglückt, dass wir kein Wort herausbrachten. Aber ich glaube, die Freude stand uns im Gesicht geschrieben, und Tante Margret schien es zu sehen, denn sie lachte leise. Philipps Augen funkelten vor Glück.

Wir sassen und plauderten, bis der Mond hinter den Föhren hervorkam und der letzte Lichtschimmer im Westen verlöscht war. Da erschien Onkel Peter im Türrahmen, und wir warfen uns auf ihn.

«Weisst du es schon?» jubelten wir, «weisst du es schon?»

«Natürlich weiss er es», lachte Tante Margret. «Meint ihr, ich könne unser Haus in ein Krankenhaus umwandeln, ohne ihn vorher zu fragen?»

Daraufhin wurden wir ins Bett geschickt, mit der Erlaubnis, uns nicht zu waschen, bloss Gesicht und Hände, weil es so spät war. Wahrhaftig ein vollkommener Abschluss eines vollkommnen Tages!

Der folgende Tag war damit ausgefüllt, Terrys Zimmer herzurichten. Wir machten es eigenhändig gründlich rein und bezogen die Betten, eins in der Ecke für Terrys Mutter und eins am Fenster für Terry. Wir suchten unsere schönsten Bücher und Spielsachen zusammen und stellten sie so auf, dass Terry sie vom Bett aus sehen konnte. An die Wände hingen wir

unsere farbenfreudigsten Bilder. Wir pflückten die röttesten Äpfel und reifsten Birnen und legten sie in eine Schale neben sein Bett. Als wir mit allem fertig waren, schauten wir nochmals prüfend um uns und fanden, schöner könnte es gar nicht sein.

Am Morgen des grossen Tages erwachte ich sehr früh. Mein erster Gedanke war: Terrys Zimmer ist bereit und wartet auf ihn. Und da überfiel mich plötzlich die Lust, ganz allein hinterzugehen und es mir nochmals anzusehen, jetzt beim Sonnenaufgang. So würde ich mir nachher immer vorstellen können, was Terry als erstes sah, wenn er aufwachte.



Ich schlüpfte aus dem Bett und schlich die Treppen hinunter ins Gastzimmer, das so herrlich sauber nach Seife und Bohnerwachs roch. Es war bereits voller Licht. Ich lief zum Bett, wickelte mich in die Steppdecke ein und stützte die Ellbogen auf den Fenstersims, um hinauszuschauen.

Unmittelbar vor mir zitterten die Buchenblätter im Morgenwind. Sie schienen beinahe durchsichtig vor lauter Licht. Der Himmel dahinter stand wie in Glut getaucht, so stark loderte die Farbenpracht. Rosenrote Wolkenflöckchen segelten wie Koralleninseln auf einem goldenen Meer umher, und die Ebene war in einen silbrigen Dunst gehüllt. Nie zuvor hatte ich solch einen herrlichen Sonnenaufgang gesehen, und beim Gedanken an Terry, der fortan beim Erwachen anstelle der düsteren Wände seiner Hütte solch ein Schauspiel vor Augen haben sollte, wurde ich von meinen Gefühlen überwältigt. Ich legte den Kopf auf meine Arme, und die Tränen rannen mir über die Wangen und sickerten zwischen meinen Fingern hindurch. Wie eigenartig, dachte ich, all das ist so schön, dass es weh tut! Wenn ich allzu glücklich bin, fühlt es sich beinahe wie Traurigkeit an!

Bald aber strich ich die Steppdecke glatt und kroch in mein eigenes Bett zurück, weil ich mein Taschentuch unter dem Kopfkissen gelassen hatte und es nun dringend benötigte. Kaum berührte ich das Kissen mit dem Kopf, da fiel ich in einen tiefen Schlaf, von dem ich erst eine Stunde später in sehr gehobener Stimmung erwachte. Der schöne traurige Sonnenaufgang kam mir nur noch wie ein Traum vor, der mitsamt der Nacht verfliegen war.

## Terrys Ankunft

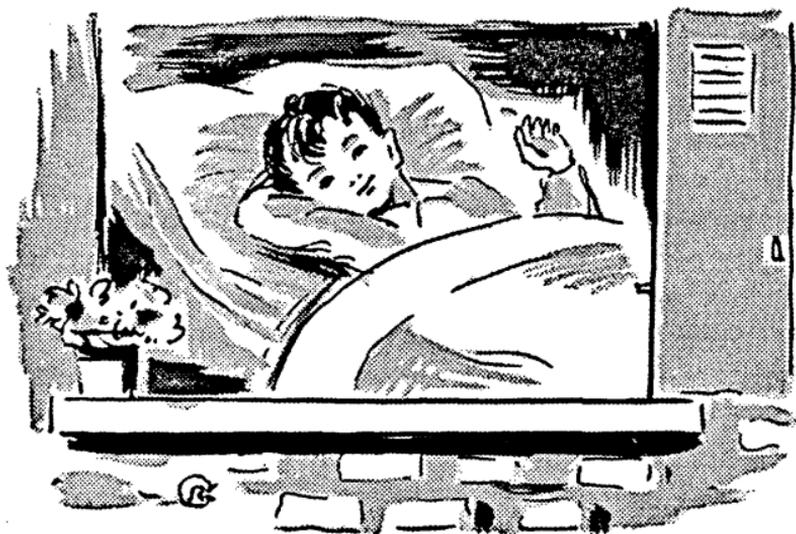
Terry kam nachmittags in einem Krankenwagen an. Seine Mutter begleitete ihn. Sie brachte ihre paar Habseligkeiten in einem alten Blechkoffer mit. Der Wagen war von meiner Tante bestellt worden, und man hatte Terry mit der allergrössten Sorgfalt transportiert. Trotzdem war er erschöpft. Und als man ihn in sein Bett vor das offene Fenster gelegt hatte und er seine traurigen Augen auf die Buche draussen heftete, sah sein mageres Antlitz so weiss aus wie das Kopfkissen, auf dem er lag.

Bald darauf blieb ich eine Weile allein bei ihm zurück. Er hielt das Gesicht dem Fenster zugewandt, und auf einmal vernahm ich ein Geräusch, das wie Schluchzen tönte. Terry weinte. Da kam mir mein eigenes Erlebnis vom frühen Morgen in den Sinn, und ich sagte: «Ist es nicht merkwürdig? Heute früh bin ich in dieses Zimmer gekommen und habe den Sonnenaufgang betrachtet, und da habe ich auch geweint. Hat man hier nicht eine wundervolle Aussicht, Terry? Gefällt es dir?»

Doch der arme, müde kleine Terry war zu überwältigt, um antworten zu können. Er mochte nur regungslos liegen bleiben und die Buche betrachten, währenddem die Tränen über seine Wangen rollten. Schliesslich beherrschte er sich und sagte mit bebenden Lippen: «Es ist toll.»

In diesem Augenblick trat seine Mutter ins Zimmer mit einem Schüsselchen voll heisser Suppe. Sie kniete am Bett nieder, um ihm zu essen zu geben. Es fiel mir auf, wieviel liebenswürdiger sie aussah, wenn sie sich mit Terry beschäftigte. Ihr ganzes Wesen schien von zärtlicher Besorgnis durchdrungen.

Der Rest der Ferienzeit verfloss in aller Stille. Terry schien vollkommen glücklich. Stundenlang lag er ruhig da, die Arme



hinter den Kopf gelegt, und schaute zum Fenster hinaus. Alles, was er sah, bereitete ihm Freude. Es war ja auch erstaunlich, wie viel es zu sehen gab, wenn man richtig hinsah. Da war einmal die Buche, die von Tag zu Tag prächtigere Farben annahm. Da waren über der Ebene die wandelnden Gestalten der Wolken. Da waren im Garten unten die aufblühenden Dahlien und die letzten Rosen, die müde ihre Blütenblätter zu Boden fallen liessen. Tagsüber streiften Scharen geschäftiger Schwalben, die ihren Zug nach Süden angetreten hatten, am Fenster vorüber. Abends umschwirrten ihn Nachtfalter, und Fledermäuse flatterten geräuschlos herein und wieder hinaus. Allmählich lernte Terry jedes Geräusch und jeden Schatten lieben, so dass ich mit meinen ruhelosen Füßen und meiner schrankenlosen Energie ob seiner tiefen Zufriedenheit staunte.

Philipp hatte auf ein Stipendium hin tüchtig zu arbeiten und brachte seine Abende nun meist am Esszimmertisch zu, wo seine sämtlichen Schulbücher vor ihm ausgebreitet lagen. Da machte ich mich jeweils davon und leistete Terry Gesellschaft. Manchmal zündete ich das Licht an und las ihm etwas vor. Andere Male aber setzte ich mich auf sein Bett, stützte die Ell-

bogen auf den Sims und schaute in die Dunkelheit hinaus, und dann plauderten wir.

Wir sprachen über tausenderlei Dinge, denn Terry, der jetzt zu elend war, um sich auf andere Weise die Zeit zu vertreiben, dachte über vieles nach. Wir kehrten oft in Gedanken zu der glücklichen Zeit zurück, da die Indianerhütte im Mittelpunkt unserer Beschäftigungen gestanden hatte, und besprachen Nester und Tiere. Manchmal rührten wir auch an den Unfall und das Krankenhaus und die langen, trübseligen Tage in der dunklen Behausung. Manchmal sprachen wir von meinen Eltern und der Freude, die sie haben würden, bei ihrer Heimkehr Terry bei uns zu treffen. Manchmal verglichen wir einfach unsere Gedanken, die seltsamen Gedanken, die erwachsenen Leuten entfallen und die Kinder nur unter sich austauschen.

«Ruth», sagte Terry unvermittelt, als wir eines Abends im Dämmerlicht beisammensassen, «wie ist es, wenn man stirbt?»

Mir wurde unbehaglich zumute, und ich rieb die Füße aneinander.

«Ach, ich weiss nicht», erwiderte ich, «aber ich glaube, es ist sehr schön. Wenigstens ist's, glaube ich, als ob man an einen wunderschönen Ort ginge, wo Jesus ist und jedermann glücklich ist. Warum, Terry?»

«Weil ich im Krankenhaus gehört habe, was der Doktor gesagt hat», antwortete Terry, und er versicherte sich mit einem raschen Blick auf die Tür, dass niemand im Anzug war. «Ich habe es dir schon einmal erzählt, weisst du noch? Er sagte: <Armer, kleiner Kerl, es ist nichts mehr zu machen!> und das heisst, dass ich sterben muss.»

«Aber das ist doch schon lange her», warf ich ein.

Er zuckte die mageren Schultern.

«Es geht mir nicht besser seither», antwortete er. «Ruth, gehen alle Leute dorthin?»

«Ich bin nicht sicher», erwiderte ich langsam. «Ich glaube, man muss den guten Hirten bitten, einen zu finden. Ich glaube, man muss zu ihm gehören. Aber das ist ganz leicht, Terry. Du

brauchst ihn nur zu bitten, dich zu finden, wie das Schaf auf dem Bilde.»

Er runzelte die Stirn.

«Ich bin ein böser Bub gewesen», sagte er ängstlich. «Ich habe massenhaft Sachen geklaut, wenn sie mir in die Hände kamen. Einmal hätten mich die Polizisten bei einem Haar erwischt.»

«Ich glaube, es kann trotzdem alles gut werden», tröstete ich. «Aber hör doch, Terry, ich will den Pfarrer Robinger bitten, dich einmal zu besuchen. Er könnte dir alles so viel besser erklären als ich.»

Eine Pause entstand.

Terry schien nicht sonderlich begeistert von der Aussicht auf ein Gespräch mit dem Pfarrer. Schliesslich fragte er:

«Ruth, wo ist das Bild? Das Bild, das du uns gegeben hast?»

«Ach, du meinst mein Bild», erwiderte ich. «Ich weiss nicht, Terry; deine Mutter wird's wohl haben.»

«Ich möchte es gern noch einmal ansehen», erklärte er. «Ich hatte meiner Mutter gesagt, sie solle es wegnehmen. Es plagte mich, das Schaf in den Felsen stecken zu sehen und nicht recht zu wissen, ob der Hirte es heraufholen könne. Aber wenn ja der Hirte Jesus ist, so wird er wohl über die Felsen klettern können, oder nicht?»

«O ja», rief ich mit voller Überzeugung aus, «Jesus kommt überallhin. Niemand kann soweit von ihm weglaufen, dass er ihn nicht zurückbringen könnte. Der Pfarrer hat es mir gesagt. Du brauchst dich also nicht um das Schaf zu kümmern, es geht ihm ganz gut.»

«Was ich möchte», fuhr Terry träumerisch fort, «das ist ein Bild von diesem Schaf, nachher, als der Hirte es geholt hatte, als es dann gerettet war, im Arm des Hirten, als der es heimtrug. Das hätte ich so gern!»

«Wirklich, Terry?» fragte ich eifrig. «Ich will versuchen, dir eins zu besorgen. Ich will überall suchen, ganz sicher – ich verspreche dir's.»

Ein schwaches Lächeln glitt über seine Züge. Aber er war zu angegriffen, um weiterzusprechen. Wortlos blieben wir beieinander, bis seine Mutter heraufkam, um ihn für die Nacht zu rechtzumachen.

Da eilte ich hinunter, um zu sehen, ob Philipp mit seinen Aufgaben fertig sei.

## Heimgetragen

Ich vergass mein Versprechen nicht und machte mich gleich am ersten Samstag nach Schulanfang auf, um Pfarrer Robiniger wegen des Bildes um Rat zu fragen. Philipp war in der Schule geblieben, weil er an einem Fussballspiel teilnehmen wollte. Ich musste deshalb allein gehen. Das machte mir aber nicht viel aus, denn ich liebte den Weg zum Pfarrhaus.

Es war ein heller, windiger Tag, und die Luft war erfüllt vom Geruch des feuchten Laubes und der Herbstfeuer. Die Wälder zogen sich goldig rostbraun über die Abhänge hin, und in den Hecken leuchteten Vogelbeeren wie kleine, helle Zauberlämpchen auf dunklem Grunde. Hin und wieder bückte ich mich, um mir die Taschen mit Kastanien und glatten, grün und rötlich gestreiften Eicheln zu füllen. Ich fühlte mich glücklich und quicklebendig, und als ein Rotkehlchen in der Nähe sich in die Brust warf und ein Herbstlied schmetterte, hätte ich am liebsten miteingestimmt. Ich brach mir eine Ranke von wildem Wein, wand sie mir um den Kopf und stellte mir vor, ich sei eine Waldfee. Ich glich zwar bestimmt nicht im geringsten einer Fee mit meinen unordentlichen, dunklen Haaren und meinem ganz gewöhnlichen Gesicht voller Sommersprossen.

Die Frau Pfarrer sass mit einer Näharbeit am Fenster. Ich blieb ein Weilchen bei ihr, um zu plaudern und eine Waffel zu knabbern. Die Zwillinge krabbelten im Laufgitter herum, und ich konnte doch nicht anders, als einen Augenblick mit ihnen zu spielen. Als ich mich endlich losriss, neigte sich der Nachmittag seinem Ende zu. Ich traf den Pfarrer in der Kirche emsig beschäftigt, und ich sah ein, dass ich seine Zeit nicht mit unnötigen Erörterungen verschwenden durfte.

«Herr Pfarrer», begann ich ohne Umschweife, während ich

eilig durch den Mittelgang auf ihn zulief, «erinnern Sie sich an das Bild, das Sie mir gegeben haben?»

Er liess seine Arbeit liegen und setzte sich auf die Chorstufen. Ich nahm neben ihm Platz. Es war einfach schön, wie Pfarrer Robinger einem immer seine ganze Aufmerksamkeit schenkte.

«Freilich erinnere ich mich daran», erwiderte er, «weil ich, wie du weisst, dasselbe Bild in meinem Studierzimmer hängen habe.»

«Ja natürlich», sagte ich, «aber sehen Sie, Herr Pfarrer, ich sollte das nächste Bild haben. Glauben Sie, dass das möglich ist? Gibt es ein solches?»

Der Pfarrer blickte mich fragend an.

«Ich fürchte, ich begreife nicht recht, was du mit dem nächsten Bild meinst», sagte er sanft. «Meinst du ein anderes Bild vom gleichen Künstler?»

«O nein», antwortete ich, «es ist mir ganz gleich, wer es gemalt hat. Ich möchte bloss ein Bild von dem, was nachher geschieht, nachdem der Hirte das Schaf auf die Arme genommen hat. Sehen Sie, Terry mag mein Bild nicht. Es macht ihn unglücklich. Er sagt, er könne nie sicher sein, ob der Hirte jenes Schaf wirklich heraufbringen werde. Wissen Sie, die Hände des Hirten sehen nicht besonders stark aus, und das Schaf liegt doch ziemlich weit unten an der Felswand. Und das plagt Terry manchmal. Darum habe ich gedacht, ich wolle versuchen, ihm das nächste Bild zu verschaffen, ein Bild, auf dem das Schaf in Sicherheit ist, so dass man gar nicht mehr dran herumzugrübeln braucht.»

Der Pfarrer hatte den Blick nicht von mir gewandt, während ich sprach, und als er antwortete, klang seine Stimme sehr ernst:

«Ich will mein Möglichstes tun, um Terry solch ein Bild zu verschaffen. Aber Ruth, du darfst ihn nicht so denken lassen über das Schaf. Meinst du, du könntest ihm einen Vers beibringen, wenn du ihn jetzt lernst?»

«O ja!» antwortete ich bestimmt, «ich habe Terry schon wer weiss wie viele gelehrt. Ist es ein Hirtenvers?»

«Nicht eigentlich», sagte er. «Jedenfalls kommt der Name <Hirte> nicht darin vor; aber er handelt gleichwohl von ihm. Der Vers lautet: <Er kann völlig erretten.> Weisst du, was <völlig erretten> bedeutet, Ruth?»

Ich wusste es nicht recht.

«Es bedeutet: aus jeder Gefahr reissen. Schau, so weit das Schaf auch immer vom Wege abgeirrt, so hoch es auch gestiegen oder so tief es gefallen sein mag, der Hirte kann es trotzdem zurückholen. Das bedeutet, dass es keinen Menschen auf Erden gibt, so böse oder so weit weg von Gott er auch sei, den der Herr Jesus nicht erretten könnte, sobald dieser Mensch ihn anruft.»

Ich schaute höchst befriedigt auf.

«Er kann völlig erretten», wiederholte ich sorgfältig. «Ja, ich will das behalten und Terry sagen, dann braucht er sich nicht mehr um jenes Schaf zu sorgen. Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer.»

«Am nächsten Montag», versprach mein Freund, während wir Hand in Hand die Kirche verliessen, «geh ich zur Stadt und schaue nach, ob ich das Bild finden kann.»

Am Abend wiederholte ich Terry alles, was ich über den neuen Vers wusste, und wir sagten ihn gemeinsam auf. Terry lernte ihn gern auswendig und versprach mir, von heute an ganz unbesorgt zu sein, bedeutete doch «völlig erretten», dass kein noch so schrecklicher Abgrund den Hirten hindern konnte, sein Schaf zu finden.

Der arme Terry war jedoch an diesem Abend so müde, dass ich nur kurze Zeit bei ihm blieb. Sein Gesicht sah noch blasser aus als sonst, und er verzog es immer wieder, als ob er schlimme Schmerzen habe. Seine Mutter war den ganzen Tag kaum von seiner Seite gewichen, und meine Tante hatte köstliche Leckerbissen für ihn zubereitet, um seinen Appetit zu reizen, doch umsonst. Terry hielt das Gesicht gegen das Fenster gewandt und lag still und teilnahmslos da.

Mehrere Tage verstrichen. Die Buchenblätter fingen an, in grosser Zahl zu fallen. Terry sprach selten ein Wort. Aber er liebte es, ihnen zuzuschauen, wie sie im Wind herumwirbelten. Obwohl seine Mutter fast dauernd neben ihm sass, schaute er meist zum Fenster hinaus. Der Arzt kam jeden zweiten oder dritten Tag. Aber er hatte jedesmal solch eine ernste und traurige Miene, dass ich mich nicht getraute zu fragen, wann Terry wieder mit uns spielen könne.

Eines Nachmittags kam ich von der Schule heimgerannt und bemerkte, dass Philipp sich verspätet hatte. Ich warf meine Schulmappe in eine Ecke und schoss die Treppe hinauf. Vor Terrys Zimmertür aber machte ich halt und drückte leise auf die Klinke, denn in den letzten Tagen hatte sogar ich eingesehen, dass hier Ruhe zu herrschen hatte.

Aber ich blieb erstaunt auf der Türschwelle stehen. Neben dem Bett sass Pfarrer Robinger, und auf Terrys leidenden Gesichtszügen lag etwas, das einem Lächeln ähnlich war. Er hörte einer Tigergeschichte zu.

Ich zog einen Schemel heran und hörte ebenfalls zu, bis der Tiger tot und unter einer Palme begraben war. Dann zog der Pfarrer ein flaches Päckchen unter seinem Arm hervor und sagte: «Wir haben auf dich gewartet, Ruth, um dies zu öffnen.»

Unter Terrys Augen riss ich mit zappligen Fingern Schnur und Papier weg. Als dann das ersehnte Bild in seiner ganzen Pracht vor uns lag, war unsere Freude so gross, dass wir kein Wort hervorbrachten. Wir stiessen bloss einen Seufzer aus und blieben still in den Anblick des kleinen Gemäldes versunken.

Es war ein eingerahmtes Bild, das eine Wiese voll weisser, sauberer Schafe darstellte. Sie bewegten sich alle in einer Richtung fort und grasten unterwegs. Ihnen voran ging der Hirt mit einem Stab in der Hand, und in seinem Arm lag ein kleines Lamm, das friedlich schlief.

Es war Terry, der das Schweigen brach.

«Wohin trägt er es?» fragte er plötzlich mit ängstlicher Stimme.



*... und in seinem Arm  
lag ein kleines Lamm*

«Nach Hause, Terry», erwiderte der Pfarrer, und sein Gesicht hatte einen Ausdruck, den ich nicht verstand. «Er trägt es sicher durch jeden Tag hindurch, bis sie alle nach Hause kommen.»

«Wo ist das?» fragte Terry weiter.

«Es ist dort, wo der Hirte wohnt und wo wir ihn von Angesicht zu Angesicht sehen werden», antwortete der Pfarrer.

«Soll ich dir etwas über dieses <Zuhause> lesen, Terry?»

Der Junge nickte, und der Pfarrer zog ein Neues

Testament aus der Tasche und las mit seiner langsamen, deutlichen Stimme von der himmlischen Stadt, wo Gott wohnt. «Und Gott wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein.» Erneutes Schweigen. Wieder war es Terry, der es brach.

«Fein!» meinte er nachdenklich. «Keine Schmerzen mehr? Tiptop wird das sein!»

Dann, nach einer Minute schweigender Überlegung:

«Können alle dorthin oder bloss die Braven?»

«Nein», erwiderte der Pfarrer, «die Tür steht weit offen für jeden, der hineingehen möchte und der dem guten Hirten angehört. sei er nun vorher gut oder böse gewesen. Schau, der gute Hirte ist ja gestorben, damit jedes von uns hineingehen kann. Kennst du das schöne Lied, das uns davon sagt? Ich will es dir hersagen. Hör gut zu:

*Der Hirte stirbt für seine Herde,  
Mein Heiland gehet in den Tod;  
Nur dass ich nicht verloren werde,  
Begibt er sich in solche Not.  
Er büsset fremder Sünder Schuld  
Mit namenloser Lieb und Huld.*

*Der Hirte stirbt für alle Sünder,  
Die alle abgefallen sind;  
Er liebt sie als verlorne Kinder  
Und sucht, bis er sie wiederfindt.  
Und wenn er sie nur finden kann,  
So nimmt er sie mit Freuden an.*

Nochmals Schweigen. Dann bat Terry leise:

«Erzählen Sie mir noch 'ne Tigergeschichte!»

Und während der Tigergeschichte schlief er ein. Seine Hand lag auf dem Bild vom gefundenen Schäflein. Behutsam stahlen der Pfarrer und ich uns aus dem Zimmer.

Am folgenden Samstag gingen Philipp und ich Einkäufe machen. Wir kauften zwei Osterblumenzwiebeln für Terry und ein wenig Torf. Wir gedachten die Knollen in Töpfe zu pflanzen und auf seinen Fenstersims zu stellen, damit er gegen Winterende die grünen Schosse hervorbrechen sehen und das Aufblühen der goldenen Blumen beobachten könne. Zu Hause angelangt, knieten wir in Terrys Zimmer auf den Boden und vergruben die Zwiebeln in den Töpfen. Terry schaute uns teilnahmslos zu.

«Eigentümlich», sagte Philipp plötzlich, «man würde doch nicht meinen, dass in diesem leblosen alten Ding eine Osterlocke steckt!»

«Nein», erwiderte ich, «wirklich nicht. Die Zwiebel sieht nicht aus, als ob eine ganze Pflanze dreingepackt wäre. Ich lege meine Zwiebel nahe an die Oberfläche, damit die Blume rascher hervorkommt.»

«Das wird keinen Unterschied ausmachen», belehrte mich Philipp. «Sie wird nicht treiben, bis die Zeit dafür gekommen ist. Wenn sie aber da ist, schießt die Pflanze hervor, so tief sie auch unter der Erde begraben ist.»

Ich war im Begriff, diese Ansicht zu widerlegen, als mein

Blick auf Terrys Gesicht fiel. Es war kreideweiss und vor Schmerz verzerrt. Ich lief zu ihm hin und fasste seine Hand.

«O du armer Terry!» rief ich aus. «Ist es so sehr, sehr schlimm? Soll ich deine Mutter holen?»

«Nein», hauchte er, «sie regt sich so auf, wenn die Schmerzen so stark sind.» Und dann, aufschluchzend, fuhr er fort:

«Ich wollte, ich könnte dorthin gehen, wo es keine Schmerzen mehr gibt!»

Philipp und ich waren ganz aus der Fassung. Noch nie hatten wir Terry in diesem Zustand gesehen. Er war ein äusserst tapferer Junge und erwähnte selten seine Leiden.

Nach einem unbehaglichen Schweigen sagte Philipp sanft:

«Ich glaube, wir wollen Gott bitten, deine Schmerzen wegzunehmen und dir zu helfen, dass du einschlafen kannst – wie im Evangelium, wenn die Leute zu ihm kamen und er sie heilte. Knie nieder, Ruth, wir wollen's versuchen.»

Philipp hatte noch nie laut gebetet, und die Worte kamen langsam, stockend:

«Lieber Gott... bitte... nimm Terrys Schmerzen weg... bitte, mach ihn bald gesund... bitte, schenk ihm einen guten Schlaf! Amen.»

Wir öffneten die Augen und blickten Terry erwartungsvoll an. Ob wohl schon alle Anzeichen des Schmerzes von seinem Gesicht verschwunden waren? Terry hatte die Augen bereits geöffnet und heftete sie auf das Hirtenbild über seinem Bett.

In jener Nacht, während wir schliefen, gingen viele Schritte in unserem Hause hin und her. Tante Margret und Terrys Mutter legten sich überhaupt nicht zur Ruhe, und der Arzt kam gegen Mitternacht. Aber niemand vernahm die Schritte des guten Hirten, als er herzutrat und Terry in seine Arme nahm.

So fand Philipps Gebet eine andere Erhörung, als wir gedacht hatten. Bevor die Sonne wieder aufging, als die Sterne noch hoch am Himmel standen, liess Terry seinen leidenden, verkrüppelten Körper mit allem Schmerz und aller Pein für immer hinter sich. Der gute Hirte trug ihn heim.

## Herr Tanner weiss Rat

Der Weg in den Wald hinauf war von gelbem Farnkraut beinahe verdeckt und vollständig überwölbt von rostfarbenen Buchenzweigen. Doch ich ging unachtsam hastend weiter, denn es zog mich ins Herz des Waldes hinein, weit weg von allen Menschen. Dort wollte ich mich niedersetzen und über die seltsamen Dinge nachdenken, die sich seit Terrys Weggang zugetragen hatten.

Als man mir an jenem Morgen mitgeteilt hatte, dass Terry in der Nacht gestorben war, da hatte ich bitterlich geweint, weil ich ihn liebte. Doch Furcht hatte ich keine empfunden. Sie war später gekommen, als ich an Terrys Grab niedergesunken war, so dass meine Tante mich am Arm nehmen musste, um mich heimzubringen. Wir waren alle weggegangen, sogar Terrys Mutter. Der Oktobernebel zog herauf, und der Tag begann sich zu neigen. Ich konnte den Gedanken kaum ertragen, dass Terry nun allein in der dunklen Erde liegen sollte, in die man ihn am Nachmittag bei strahlendem Sonnenschein gelegt hatte.

«Armer, armer Terry, wie kalt muss er's haben! Wie einsam muss er sein!» wiederholte ich unaufhörlich, als ich bitterlich schluchzend in meinem Bett lag. Sogar Philipp war machtlos, mich zu trösten. Doch schliesslich weinte ich mich in Schlaf und schlief, von der Anstrengung des Tages erschöpft, tief und lange.

Als Tante Margret am folgenden Morgen heraufkam, um mich zu wecken, und mein bleiches Gesicht und meine tränenfeuchten, wirren Haare bemerkte, zog sie sich leise zurück und liess mich schlafen. Philipp stand auf und ging zur Schule, Onkel Peter ins Geschäft, und meine Tante machte sich an die Hausarbeit. Die Sonne stieg am Himmel hoch, ich schlief noch immer. Als ich endlich erwachte, war es Zeit zum Mittagessen,

und ich sprang bestürzt aus dem Bett, weil die Sonne bereits in den Garten an der Nordseite des Hauses schien.

Es wurde ein schweigsames Mittagmahl. Als wir fertig waren, machte ich mich auf den Weg nach dem Wald. Meine Tante begleitete mich ans Gartentor, küsste mich zum Abschied und gab mir einen Bonbon, was tröstlich war. Doch ich fühlte mich noch immer sehr unglücklich, als ich die nassen Felder durchquerte, auf denen die Kühe grasten und zierliche Pilze in kleinen Kreisen wuchsen.

Ich ging weit und bedachte nicht, wohin mich meine Füße trugen. Ich wanderte ziellos weiter, zertrat das nasse Laub, stiess mit den Füßen die gelben Farnkräuter auseinander und bemühte mich, zu vergessen, dass wir Terry allein in der Erde gelassen hatten. Aber ich konnte es nicht vergessen! Und als ich schliesslich zu einer Lichtung kam, wo ein grosser Kastanienbaum seine Äste ausbreitete, liess ich mich auf die Wurzeln niederfallen, legte den Kopf an den Stamm und gab mich meinem Schmerz hin. Unaufhaltsam tropften meine Tränen aufs Moos.

Ich war so müde und elend, dass ich die langsamen, schweren Schritte, die sich mir im raschelnden Laub näherten, ganz überhörte. Kein Wunder, dass ich zusammenschrak, als mich plötzlich eine wohlbekannte Stimme ansprach.

«Aber Kleine, Kleine», sagte die Stimme, «was soll denn das heissen? Du kannst dir ja den Tod holen, wenn du so auf dem nassen Boden liegst!»

Es war Herr Tanner. Er bückte sich und wickelte seine grosse, rauhe Pelerine um mich, als wäre ich ein kleines, verlaufenes Lamm. Dann setzte er sich an den Fuss des Stammes, und ich lehnte mich an ihn in meiner weiten Umhüllung und schluckte die Tränen hinunter.

Ich hatte Herrn Tanner seit Monaten nicht gesehen, weil er inzwischen in einer andern Gegend gearbeitet hatte. Deshalb war ich sehr erfreut und ebenso erstaunt, ihn zu sehen. Im ersten Augenblick fragte ich mich, ob Herr Tanner wohl immer

ausgerechnet dort auftauche, wo irgend etwas Kleines verloren und verängstigt war. Aber dann machte ich mir klar, dass er ja unmöglich wissen konnte, wo ich war. Ich schaute zu ihm auf und fragte ihn, was er hier tue.

Er war in den Wald gekommen, Pflöcke zu schneiden, um einen Zaun auszubessern. Er hielt eine Axt in der Hand. Doch er legte sie jetzt neben sich und fragte nochmals nach der Ursache meiner Tränen.

Ach, wie wohl tat es mir, nach meinem einsamen Spaziergang einen Menschen zu finden, mit dem ich reden konnte! So erzählte ich denn dem alten Mann meine ganze Geschichte: von Terry und seinen Schmerzen und seinem Bild, und wie er zu uns gezogen war und es nicht besser werden wollte mit ihm.

«Ich hab' so fest gebetet, dass es ihm besser gehen möchte», sagte ich mutlos, «aber es hat nichts genützt. Gott hat es nicht gehört, und Terry ist gestorben.»

«Hör einmal, Kleine», erwiderte Herr Tanner langsam, «stell dir vor, du kommst zu mir und sagst mir: «Dort unten ist ein kleines lahmes Schäflein, das nicht herumtollen kann wie die andern, weil die Wiese zu steil ist und es scharfe Steine darauf hat, und ich würde herunterkommen, das Schäflein in die Arme nehmen und auf eine andere Weide tragen, wo das Gras zart und der Boden eben ist, würdest du mir dann vorwerfen, ich habe nicht auf dich gehört?»

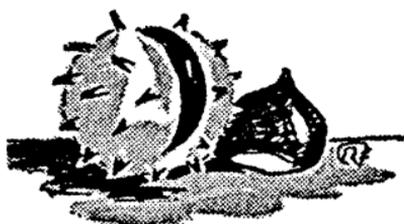
Ich schaute ihn stumm an. Mir begann ein Licht aufzugehen.

«Sieh, Kleine», fuhr Herr Tanner fort, «der Hirte hat sein Schäflein heimgenommen, das ist alles. Du brauchst dir deshalb das Herz nicht schwer zu machen.»

«Aber», rief ich aus, und meine Augen füllten sich wieder mit Tränen, «es sah gar nicht so aus. Man hat Terry begraben, und wir mussten ihn ganz allein dort lassen. Es schien so grausam und traurig. Wie kann Terry beim Hirten sein, wenn wir ihn doch in die Erde gelegt haben?»

Der Alte antwortete nicht sogleich. Er begann mit den Händen im Laub zu wühlen, als suche er etwas. Seine Mühe wurde

belohnt; denn bald hielt er in der einen Hand eine glänzendbraune Rosskastanie und in der andern ein leeres Gehäuse, ein zusammengeschrumpftes altes Ding mit Stacheln, die vom Grünen ins Braune übergangen.



*Eine Kastanie mit ihrem Gehäuse*

«Jetzt sage mir», sprach er in seiner langsamen, bedächtigen Weise, «was wird mit der Kastanie geschehen und was mit der Hülle?»

«O», erwiderte ich, «die Hülle wird wohl im Laub da unten einfach verfaulen, man braucht sie nicht mehr. Aber die Kastanie wird

Wurzeln schlagen und Blätter treiben und zu einem Kastanienbaum werden.»

«So ist's recht», stimmte Herr Tanner bei, «du hättest es nicht besser sagen können. Nun möcht' ich noch eins wissen, Kleine: Wenn du in ein paar Jahren das junge Kastanienbäumchen seine kleinen, frischen Blätter im Sonnenschein schaukeln siehst, und die Vögel singen ringsumher, und der Regen netzt es, dann wirst du dich doch nicht mehr um die alte Hülle grämen, die unter dem Laub zugrunde gegangen ist, oder?»

«Nein», erwiderte ich und heftete meinen Blick auf ihn. Wieder war mir, als begänne ich zu verstehen.

«Also gut», sprach der Alte triumphierend, «hör du jetzt auf, dich zu grämen um das, was man in die Erde gelegt hat. Es ist nichts als die Hülle. Der Bub wächst und erstarkt im Sonnenschein, droben bei seinem Heiland.»

Seine freundlichen alten Augen leuchteten beim Sprechen freudig auf. Er warf die Kastanie samt der Hülle weg, schulterte die Axt und erhob sich mühsam, denn seine Knie waren «voll Rheumatismen», wie er mir eines Tages anvertraut hatte. Dann wickelte er mich aus und hiess mich nach Hause gehen.

«Wenn ich jetzt nicht vorwärts mache», sagte er, «kann ich das Loch im Zaun nicht fertig flicken, und dann verlaufen sich meine Schafe wieder. Leb wohl, Kleine, und Gott segne dich!»

Ich blickte ihm nach, wie er sich in dem goldenen Schatten des Waldes entfernte. Dann bückte ich mich und hob die Kastanie und ihre Hülle auf. Ich hielt sie fest in der Hand und eilte nach Hause, denn ich fror und war müde, und die Dämmerung fiel. Als ich unsere Felder wieder erreichte, war die Sonne am Untergehen, und eine kleine Gestalt hob sich schwarz vom leuchtend orangefarbenen Hintergrund ab. Es war Philipp, der mir entgegengekommen war.

Ich lief auf ihn zu, schob meine Hand in die seine, und wir gingen in wohltuendem Schweigen heimwärts. Als wir über den Zaun kletterten, warf er einen Blick auf meine geballte Faust und fragte neugierig:

«Was hältst du da so fest?»

Ich öffnete meine Faust und hielt ihm meinen neuen Schatz entgegen.

«Es ist eine Kastanie mit ihrem Gehäuse», sagte ich schüchtern, «und sie gleicht Terry. Herr Tanner hat es mir gesagt.»

«Wieso?» fragte Philipp.

Es kam mir schwierig vor, die Sache selber zu erklären, aber ich versuchte es.

«Weil das, was wir in die Erde gelegt haben, wie die Hülle ist. Es hat keinen Wert mehr, weil Terry es nicht mehr braucht. Der inwendige, lebendige Teil ist zum Hirten gegangen. Darum bin ich jetzt nicht mehr traurig darüber. Herr Tanner hat gesagt, es sei, wie wenn man ein Lamm auf eine andere, bessere Weide trägt.»

Philipp nickte verständnisvoll.

«Ich verstehe», sagte er, «und ich bin froh, dass du nicht mehr traurig bist.»

Zu Hause brannte ein lustiges Kaminfeuer im Spielzimmer. Tante Margret hatte es angezündet, und wir sollten mit ihr und Terrys Mutter das Abendbrot dort einnehmen. Es war ein herrliches Essen mit hartgekochten Eiern, Butterbrot, Pfefferkuchen, roten Äpfeln und Birnen und heisser Schokolade. Ich hatte einen langen Spaziergang hinter mir und Philipp ein Fussball-

spiel. Wir brachten deshalb beide einen Riesen hunger mit heim. Wir setzten uns auf den Teppich vor das Feuer und rieben die Schultern aneinander zum Zeichen unserer Zufriedenheit. Sogar Terrys Mutter lächelte ein wenig.

Als wir gegessen hatten, soviel wir irgend konnten, hielt meine Tante die Hände ans Feuer und sagte ruhig:

«Wir haben Pläne gemacht, Terrys Mutter und ich.»

«Habt ihr?» erwiderten wir interessiert. «Dürfen wir sie hören?»

«Ja», sagte meine Tante. «Es handelt sich nämlich um etwas, an dem ihr beide mithelfen könnt. Offen gestanden bin ich sogar auf eure Mithilfe angewiesen. Schaut, weil nun Terry von uns gegangen ist, möchten wir etwas zum Andenken an ihn tun. Terry war schwach und krank, und wir konnten ihm nicht aufhelfen. Es gibt jedoch andere schwache, kränkliche Kinder, denen wir vielleicht helfen könnten, gesund und stark zu werden. Und weil ich jetzt Terrys Mutter habe, um mir im Haushalt zu helfen, und Ruth so geschickt wird, habe ich gedacht, wir könnten versuchen, einige solcher Kinder ausfindig zu machen und für die Ferien einzuladen. Ich habe früher jemand gekannt, der in einer grossen Stadt unter den Gefangenen arbeitete. Ich glaube, er könnte uns helfen. Ich habe im Sinn, ihm zu schreiben und ihn zu bitten, uns auf Weihnachten zwei oder drei arme kleine Kinder zu schicken, die gute Nahrung und Landluft nötig haben. Wir wollen versuchen, ihnen soviel Freude wie möglich zu machen. Würde euch das gefallen, Philipp und Ruth?»

Wir fanden den Gedanken grossartig und begannen beide gleichzeitig, draufloszuschwatzen und Pläne zu schmieden. Das war eine grosse Erleichterung für uns; denn seit Terrys Tod hatten wir irgendwie das Gefühl, wir dürften über nichts anderes mehr sprechen. Jetzt aber konnten wir offen und fröhlich reden. Was uns nun beschäftigte, geschah ja alles um Terrys willen und gehörte gleichsam zu ihm. Wir erörterten deshalb eifrig Weihnachtsgeschenke und Weihnachtslieder und Weih-

nachtsessen und Weihnachtsbäume. Unsere Wangen wurden immer röter und unsere Augen immer glänzender.

«Tante», rief ich schliesslich aus und schmiegte mich an sie, «der Gedanke ist prima! Wie bist du nur darauf gekommen?»

«Ich will dir's erzählen», sagte sie. «Du hast gern Hirten-  
texte, nicht wahr? Schau, es war an jenem Morgen, als ich  
Terry zum erstenmal besuchte. Als ich durch den Wald ging,  
kam mir ein Vers in den Sinn, den ich jahrelang vergessen  
hatte. Dort steht, was Jesus einem seiner Jünger auftrug, bevor  
er in den Himmel zurückkehrte. Er sagte: ‹Weide meine Läm-  
mer!› Und das ist der Grund, weshalb ich Terry unbedingt bei  
uns haben wollte. Als er dann vor vier Tagen starb, habe ich  
mir gesagt: Dieses Lamm braucht mich nicht mehr; aber es  
gibt viele andere.»

Sie schwieg und starrte ins Feuer. Ich streckte die Hände  
gegen die Wärme, und wir hingen alle still unseren Gedanken  
nach. Es waren traurige Gedanken über Terry, aber vermischt  
mit glücklichen Gedanken über Weihnachten und die Zukunft.

Die Telephonklingel liess uns alle zusammenfahren. Meine  
Tante lief an den Apparat. Sie blieb ziemlich lange draussen,  
und als sie zurückkehrte, lachte sie und machte ein höchst ge-  
heimnisvolles Gesicht.

«Noch eine Nachricht», verkündete sie uns, «und zwar die  
allerschönste, die wir seit Jahren erhalten haben.»

Wir betrachteten sie beide voller Verwunderung. Doch plötz-  
lich sprang Philipp auf und stürzte auf Tante Margret zu.

«Ich weiss was», schrie er, «ich hab's erraten! Vater und  
Mutter kommen heim!»

Tante Margret nickte.

«Ja», erwiderte sie, «du hast richtig geraten, sie werden auf  
Weihnachten hier sein.»

Philipps Gesicht, vom Feuer beleuchtet, strahlte vor Glück.  
Ich aber blieb unbeweglich sitzen, die Hände um die Knie ge-  
schlungen. Alle meine einstigen Befürchtungen kehrten zurück,  
und ich fühlte mich plötzlich elend und widerspenstig. Die

Worte, die Tante Margret vor langer Zeit gesprochen hatte, kamen mir in den Sinn. Wie oft hatte sie gesagt: «Du wirst für deine Mutter eine grosse Enttäuschung sein!» Nein, ich wünschte ihr nicht zu begegnen. Sie würde Philipp vorziehen, und ich würde wieder das alte unzufriedene, unglückliche und eifersüchtige Mädchen sein, jetzt, wo es gerade angefangen hatte, gemütlich zu werden! Ich wandte den Kopf ab und schaute trübselig den Kohlenkasten an.

Philipp gab mir einen ungeduldigen Puff.

«Freust du dich nicht?» platzte er los, «warum sagst du nichts?»

Ich zuckte die Achseln.

«O doch», erwiderte ich, weil jedermann diese Antwort von mir erwartete.

Dann stand ich auf, denn ich hatte nur den einen Wunsch, allein zu sein.

«Es ist Zeit zum Schlafengehen», sagte ich scheinbar gleichgültig, «gute Nacht, Tante Margret.»

Aber das Gutenacht sollte noch nicht gelten. Eine halbe Stunde später trat Tante Margret leise in mein Zimmer und kniete in der Dunkelheit an meinem Bett nieder.

«Ruth», flüsterte sie, und ihre Stimme klang beunruhigt, «warum freust du dich nicht wie Philipp?»

Ich wand mich unbehaglich und grub mein heisses Gesicht in die Kissen. Doch meine Tante wich nicht von der Stelle. Sie wartete geduldig. Und als ich sah, dass sie durchaus eine Antwort wünschte, flüsterte ich ihr zu:

«Du hast gesagt, sie werde mich nicht mögen, und es wird wohl so sein.»

«Aber Ruth», rief meine Tante aus, «das habe ich nie gesagt! Ich habe gesagt, sie werde enttäuscht sein über dich. Aber das war vor langer Zeit, als du noch so ungezogen und selbstsüchtig warst. Jetzt weiss ich doch, dass du dir Mühe gibst, lieb zu sein, und du bist auch ganz anders geworden. Seit einiger

Zeit habe ich grosse Freude an dir, und selbstverständlich wird deine Mutter dich innig liebhaben.»

Ich hörte auf, mich unruhig hin und her zu werfen, und lag ganz still da. Meine Schüchternheit war plötzlich verflogen.

«Ich weiss, was den Unterschied ausmacht», flüsterte ich, «es ist mein Bild. Es ist, weil ich den Hirten kenne, dass ich anders geworden bin.»

«Du hast recht», bestätigte meine Tante. «Dein Bild und die Bekanntschaft mit dem Hirten hat für uns alle unendlich viel ausgemacht.»

## Ein unvergessliches Weihnachtsfest

Der Weihnachtsabend war herangerückt. Der Tag war so beglückend gewesen, dass ich immer wieder innehalten und mir sagen musste, es sei kein Traum.

Vater und Mutter waren vor vierzehn Tagen angekommen. Philipp und ich hatten die Schule schwänzen und mit Onkel Peter in der Hafenstadt die Ankunft des Dampfers erwarten dürfen. Wir waren auf einer Rolltreppe gewesen, hatten im Hotel Brathühnchen und Eiskaffee zum Nachtessen gehabt und waren im Aufzug in unsere Zimmer hinaufgefahren. Am folgenden Morgen waren wir früh geweckt worden und in der grauen, feuchtkalten Dämmerung zum Hafen hinuntergegangen. Wir hatten die Passagiere aus dem Ozeandampfer und über den engen Schiffssteg strömen sehen, und plötzlich hatte Onkel Peter geflüstert: «Da kommen sie!» Und da hatten Vater und Mutter an der Sperre gestanden und ihre Pässe vorgewiesen.

Philipp hatte sich voller Freude und Zutrauen geradewegs in Vaters Arme gestürzt, sich dann zu Mutter gewandt und ihr mit einer stürmischen Umarmung den Hut vom Kopf geworfen. Aber ich stand regungslos. Ich wollte zuvor über alles im klaren sein. Als meine Mutter auf mich zulief, blickte ich ihr forschend ins Gesicht. Und da wusste ich ganz plötzlich, dass ich nun das Gefundene hatte, wonach ich mich all die Jahre gesehnt hatte, ohne recht zu wissen, was es war. Ich war so überwältigt von dieser Entdeckung, dass ich den Blick nicht von Mutter wenden konnte. Sie drängte mich nicht. Sie wartete ruhig und schaute auf mich herab, bis ich bereit war und die Arme ausstreckte, um sie zu küssen. Da neigte sie sich zu mir herab und zog mich an ihr Herz. Und dort auf dem Hafendamm, im strömenden Regen, im Gedränge der Menschenmenge und beim

Geheul der Nebelhörner flüsterte sie mir ins Ohr, wie sehr sie mich liebhabte. In diesem Augenblick war mir klar, dass ich mich durch nichts und niemand mehr von ihr würde trennen lassen.

Zwischen Vater und Mutter ging ich ins Hotel zurück, während Philipp wie ein aufgeregtes Hündchen um uns herumtanzte. Wir bekamen Heringe, geröstetes Brot und Orangenmarmelade zum Frühstück und verpassten beinahe die Abfahrt des Zuges.

Wir sollten bei Tante Margret wohnen bleiben, bis wir ein eigenes Haus fanden. Wir waren deshalb alle beisammen, als die drei bleichen kleinen Großstadtkinder eine Woche später ankamen. Zuerst schienen sie sich nicht wohl zu fühlen bei uns. Es beängstigte sie, allein in einem Bett zu schlafen, und unsere Kost behagte ihnen nicht. Da steckten wir sie alle drei in ein zweischläfriges Bett und setzten ihnen zum Abendbrot die einfachen Speisen vor, an die sie gewohnt waren. Daraufhin tauten sie auf und genossen ihre Ferien.

Am Tag nach ihrer Ankunft gingen wir alle mit Vater aus, um einen kleinen Christbaum zu holen. Zu Hause befestigten wir ihn in einem Ständer. Es war höchste Zeit, denn in der folgenden Nacht fing es an zu schneien.

Die kleinen Stadtkinder hatten nie zuvor weissen Schnee gesehen, bloss grauen Papp, und sie waren vor Aufregung ausser Rand und Band. Nach dem Frühstück zogen wir deshalb Fritz und Liesel warme Mäntel an, die viel zu gross waren für sie und marschierten alle miteinander querfeldein, um Herrn Tanner ein Paar wollene Fausthandschuhe zu bringen, die ich in wochenlanger Arbeit für ihn gestrickt hatte. Klein Minchen blieb in der Küche bei Terrys Mutter, zu der sie eine lebhaftere Zuneigung gefasst hatte. Ja, während ihres ganzen dreiwöchigen Aufenthaltes wich sie selten von ihrer Seite. Kein Wunder, dass sie mit all dem Pfannenauskratzen, den Kostproben und zusätzlichen Leckerbissen so dick wurde, dass sie in einem Kleid von mir nach Hause zurückkehren musste.

Die Felder erstreckten sich vor uns in schimmerndem Weiss, und der Himmel hinter den Hügeln war strahlend blau. Alles glitzerte. Ein aufgeplustertes Rotkehlchen sass auf einer Hecke und trillerte ein Liedchen. Warmgelaufen und vergnügt kamen wir bei Herrn Tanners Hütte an. Seine rotwangige Frau öffnete uns die Tür und hiess uns willkommen. Wir liessen uns am Ofen nieder, tranken heissen, süssen Kakao und freundeten uns mit einem kranken Schäflein an, das auf einem Sack lag. Herr Tanner war leider in den Wald gegangen, um Pflöcke zu schneiden.

Am Tag vor Weihnachten, bei klarem, kaltem Wetter, machten wir uns wieder auf den Weg, diesmal, um unsere Geschenke ins Pfarrhaus zu bringen. Ich hatte kleine wollene Spielbälle für die Zwillinge verfertigt, und Philipp hatte aus seiner Lieblingspostkarte, die einen Specht darstellte, einen Kalender gebastelt. Wir gingen deshalb im Gefühl, etwas wirklich Wertvolles zu bringen. Auf dem ganzen Wege lösten Schneeballschlachten und Rutschpartien einander ab. Als wir beim Pfarrhaus angelangt waren, stellten wir uns bei der Hintertür auf, um uns als Weihnachtssänger auszugeben. Wir sangen «Stille Nacht, heilige Nacht», weil es das einzige Weihnachtslied war, das Fritz und Liesel auswendig konnten. Die Pfarrfrau liess sich hinters Licht führen und erschien mit je einem der Zwillingkinder unter jedem Arm, um uns ein Geldstück zu geben.

War das ein Gelächter! Und wie freute sich die Frau Pfarrer, Fritz und Liesel zu sehen! Wir stampften uns den Schnee von den Schuhen und drängten uns ins Kinderzimmer, wo uns Kaffee und Kuchen aufgetischt wurden. Wir gaben den Zwillingen sogleich ihre Bälle, weil ich darauf brannte, zu sehen, ob sie ihnen gefielen. Sie hätten sie freilich erst am Weihnachtsfest erhalten sollen. Aber ihre Mutter erklärte uns, dass das Gedächtnis in ihrem Alter noch sehr schwach sei, so dass sie nichts davon merkten, wenn sie die gleichen Geschenke unter dem Christbaum ein zweites Mal erhielten. Die Zwillinge wackelten beide in eine Ecke und fingen sofort an, in ihre Bälle zu beißen.

Auf dem Heimweg kam Philipp ein guter Gedanke: Wir könnten ein Lied lernen, um unsere Eltern sowie Tante und Onkel an Weihnachten damit zu überraschen. Er hatte vor kurzem in der Schule ein neues Weihnachtslied gelernt und erbot sich, es uns gleich unterwegs beizubringen. So stapften wir denn durch den schönen, pulvrigen Schnee und lernten dabei einen Vers um den andern auswendig.

Und jetzt war der Weihnachtsabend endlich gekommen, und der grosse Augenblick des Tages nahte. Wir waren zur Kirche gewesen, wir hatten Gänsebraten und Weihnachtspudding gegessen, soviel wir konnten. Am Nachmittag hatten wir mit Vater und Onkel Peter einen langen Spaziergang über die Hügel gemacht und waren so hungrig heimgekehrt, als wäre das Mittagessen bloss ein Traum gewesen. Wir hatten bei rötlichem Kerzenschein Tee getrunken, und Vater hatte den Weihnachtskuchen mit seinem indischen Dolch angeschnitten.

Und jetzt befahl Tante Margret: «Geht mir fünf Minuten hinaus, Kinder!» Mutter schlug vor: «Spielt etwas miteinander!» Vater ergänzte: «Jeder, der die Nase ins Esszimmer steckt, wird von einem grossen braunen Bären gefressen», und Philipp kniff uns alle der Reihe nach in den Arm und flüsterte: «Kommt schnell, das ist ein günstiger Augenblick!»

Als dann die Erwachsenen sicher hinter der geschlossenen Zimmertür zurückblieben, schlüpfen wir eilig in unsere Mäntel und huschten auf den Zehenspitzen zur Haustür hinaus. Die Welt war in Schweigen gehüllt, und die Sterne strahlten ein silbernes Licht über den Schnee. Philipp warf uns einen befehlenden Blick zu und gab leise summend den Ton an. Und dann stimmten wir alle miteinander an:

*Die Hirten hatten Engel,  
Die Weisen einen Stern,  
Doch wer führt solch ein Kind wie mich?  
Die Heimat liegt so fern,  
Wo Engel, Menschen, Sterne gar  
Gott loben immerdar.*

Ein Gefühl der Verlassenheit überkam mich bei dieser ersten Strophe. Ich stellte mir ein kleines, zartes, weinendes Kind vor, das unserem Minchen glich und sich in einer finsternen, sternenlosen Nacht im Schnee verirrt hatte. Zum Glück wurde im nächsten Vers alles gut. Ich sang ein wenig lauter, um mich zu beruhigen:

*Der Heiland ist mein Hirte,  
Und nichts wird mangeln mir.  
Die Lämmer trägt er sorglich  
Durch alle Nöte hier.  
Und was verirrt, holt er zurück  
Mit starker Hand, o welch ein Glück!*

Das erinnerte mich an mein Bild, an den Abgrund und die Felsen und den Hirten mit den blutenden Händen. Freilich kam alles recht: Das Kind im Schnee würde gefunden und heimgetragen werden, genauso wie das Schäflein an der Felswand.

*Als heller Stern am Himmel  
Weist Jesus mir die Bahn,  
Führt Schritt für Schritt mich weiter  
Und allzeit himmelan.  
Er ist mein Licht, dess' heller Schein  
Mich froh macht, gut und rein.*

Ich neigte den Kopf weit zurück und schaute auf zum sternenbesäten Himmel und zum duftigwolkigen Band der Milchstrasse. Die Sterne sahen aus, als seien sie Millionen von Kilometern entfernt; und irgendwo über ihnen befand sich der Himmel, jenes Land, wo Terry war. Wer weiss, vielleicht sang er eben jetzt Weihnachtslieder mit den Engeln, von denen die nächste Strophe sagt:

*Die Hirten wachten stille  
Bei ihren Herden dort,  
Bis Gottes Engel kündet'  
Das grosse Weihnachtswort  
Und Himmelschöre erdennab  
Aufjauchzten laut: Halleluja!*

Meine Gedanken flogen zu den Hirten zurück, die sich beeilten, das Kindlein in der Krippe zu begrüßen. Ich sah die Pfarrerszwillinge vor mir, wie sie noch vor einigen Monaten in ihren Wiegen gelegen hatten, die flaumigen Köpfchen im weissen Kissen vergraben, und das Herz schnürte sich mir zusammen beim Gedanken an das kleine schlafende Jesuskind. Ach, ich hätte es in die Arme nehmen und beschützen und es warm und sicher bergen wollen!

Doch nun langten wir bei der letzten Strophe an und sangen aus voller Kehle. Philipps helle, glockenreine Stimme schwebte über den unsrigen:

*Ich bin des Hirten Schäflein  
Und sorg' mich nimmermehr;  
Dass ihm ich stets gehöre,  
Das wirkt und schenket er.  
Und wenn ich einst bei ihm darf sein,  
Stimm jubelnd ich ins Loblied ein.*

Es war also wirklich alles gut geworden. Der Heiland war kein hilfloses Kindlein mehr. Er war der Hirte, der Tag und Nacht zu mir schaute und mich schliesslich heimtragen würde, dorthin, wo Terry war. Mein Blick umfing die weite, weisse Welt, und ich lächelte glücklich. Wie schön, wissen zu dürfen, dass ich für immer und ewig vollkommen in Sicherheit war!

Doch das Lied war zu Ende, und Fritz hämmerte aufgeregt gegen die Tür, die sich plötzlich weit öffnete. Und da, im Flur unter dem Adventskranz, standen Vater und Mutter, Onkel und Tante und taten, als hätten sie nicht gewusst, dass wir es waren. Terrys Mutter stand auch dabei. Sie hatte Tränen in den Augen und hielt Minchen fest an sich gedrückt. Wir stürzten auf sie zu.

«Hat es euch gefallen?» riefen wir alle durcheinander. «Habt ihr wirklich nicht gedacht, dass wir es seien?»

In diesem Augenblick liess ein gellender Schrei aus Liesels Richtung uns zusammenfahren. Sie hatte durch die halbgeöffnete Wohnzimmertür etwas erblickt und lief darauf zu. Wir

stürmten hinter ihr her ins Zimmer hinein. Die Kerzen am wunderschön geschmückten Christbaum brannten alle und verbreiteten einen warmen Schimmer im dunklen Raum.

Es war so schön, dass alles Laute von uns wich. Still setzten wir uns mit verschränkten Beinen auf den Teppich. Fritz und Liesel sperrten die Augen so weit auf, dass man den Widerschein der Kerzen darin sehen konnte. Und als Vater die Geschenke austeilte, zitterten ihre mageren Körper vor freudiger Erregung.

Minchen erhielt eine prächtige Puppe mit blondem lockigem Haar und Kleidern zum Aus- und Anziehen. Sie nahm sie in die Arme und küsste sie. Dann kletterte sie auf den Schoss von Terrys Mutter und liess sich behaglich dort nieder, presste die Wange an das flachsblonde Haar der Puppe und hatte keinen Blick mehr übrig für das, was um sie vorging.

Liesel bekam ein hübsches, hellgrünes Kleidchen, das Tante Margret ihr selbst geschneidert hatte, und ein Springseil mit blau-rot gestreiften Griffen. Wir kleideten sie sofort um und führten sie im Siegeszug vor den grossen Wandspiegel im Flur, wo sie mit leuchtenden Augen und vor Freude hochroten Wangen in seliger Selbstbewunderung stehenblieb. Ich fand sie auf einmal recht hübsch, und Fritz erging es ebenso, denn er hieb ihr eins auf den Rücken und rief aus:

«Potz tausend, Liesel, du siehst ja famos aus!»

Da brachen wir alle in ein frohes Gelächter aus, worauf wir ins Weihnachtszimmer zurückkehrten. Als Fritz dann sein eigenes Geschenk auspackte, vergass er Liesel allerdings völlig. Wie Tante Margret darauf gekommen war, dass Fritz fast ein Jahr lang um ein Paar Rollschuhe gebetet hatte, haben wir nie herausgefunden. Aber irgend jemand musste es ihr verraten haben, denn da lagen sie, silbrig glänzend und genau die rechte Grösse. Fritz sagte nicht viel, aber seine Brummtöne waren beredt genug, und als Tante Margret später die letzte Runde durch die Zimmer machte, fand sie ihn mit den Rollschuhen im Arm schlafen.

Philipp und ich hatten an der Freude unserer kleinen Gäste aufrichtigen Anteil genommen, doch auf einmal wurde unser Interesse höchst persönlich, denn jetzt kamen wir noch an die Reihe. Vater griff nach einem viereckigen Paket unter dem Baum und reichte es Philipp.

«Mach es vorsichtig auf», mahnte er, «es ist sehr zerbrechlich.» Philipp machte mich ganz zappelig, denn er brauchte endlos lange, um die Schnur zu lösen. Er liebte es, ein Vergnügen möglichst in die Länge zu ziehen. Schliesslich kam der Inhalt doch zum Vorschein, und Philipp liess ein komisches Geräusch im Hals hören, als müsse dort eine Explosion unterdrückt werden. In den Händen hielt er einen schwarzen Kodak, der jenem zum Verwechseln ähnlich sah, den wir so oft im Schaufenster bewundert hatten.

«Philipp», schrie ich, «jetzt hast du ihn doch!»

Dann aber verstummte ich, denn jetzt war ich ja an der Reihe. Mein Vater hatte ein grosses, flaches, steifes Paket ausgewählt und streckte es mir entgegen.

Alle standen im Kreis um mich her, während ich, im Gegensatz zu Philipp, mehrere Schichten Packpapier so rasch als möglich wegriiss. Dann stiess ich einen Schrei des Entzückens aus und wurde feuerrot.

Vor mir lag mein Bild. Aber nicht meine zerknitterte Postkarte mit beschädigten Rändern. Nein, es war ein grosses, schönes Bild in einem geschnitzten Holzrahmen, genau wie das Bild in der Studierstube des Pfarrers. Das durfte ich über meinem Bett aufhängen und immer behalten.

Daraufhin packten auch die Erwachsenen ihre Geschenke aus und schienen ebenso erfreut wie wir. Es waren grösstenteils selbstverfertigte Arbeiten, auf die wir sehr stolz waren: Laubsäge-Bücherstützen für Onkel Peter, ein Geldbeutel für Tante Margret, ein Tintenwischer für Vater und eine Bettflaschenhülle für Mutter. Terrys Mutter wurde mit einem buntbestickten Taschentuchsäckchen bedacht, das sie gebührend bewunderte.

Es gab noch andere Geschenke, aber das waren die wichtigsten. Als endlich alle alles ausgepackt hatten, war Minchen in den Armen von Terrys Mutter fest eingeschlafen, und Liesel in ihrem grünen Kleid lehnte schlaftrunken an der Wand. So wurden sie denn dorthin gebracht, wohin sie gehörten, und Fritz ging ebenfalls schlafen, um seine Schwestern nicht durch sein späteres Zubettgehen zu stören.

Philipp und ich halfen beim Aufräumen des Zimmers. Dann liessen Vater und Philipp sich auf dem Sofa nieder, um, sicher zum zehntenmal, das Vogelalbum zu betrachten. Doch diesmal war ein neuer Reiz dabei: Der Photoapparat lag auf Philipps Knien, und schon besprachen sie die Aufnahmen, die gemacht werden sollten.

Da schlich ich mich mit meinem Bild unter dem Arm davon und stieg die Treppe hinauf. Ich wollte mich auf den Fenstersims im Treppenhaus hinter dem Vorhang hinkuscheln, still auf den Schnee und zu den Sternen hinaufschauen und den Glocken lauschen, die vom nahen Kirchturm herab erklangen. Doch als ich zu meinem Versteck kam, war Mutter schon dort, und das war noch schöner, als allein zu sein. Denn nun konnte ich mich in ihren Schoss schmiegen und ihr mein Bild hinhalten, um es mit ihr zusammen zu betrachten.

«Ist es nicht wunderschön?» fragte ich.

«Ja», erwiderte meine Mutter, «aber wie bist du eigentlich dazu gekommen, es so besonders zu lieben, Ruth? Erzähl es mir.»

Da erzählte ich ihr, etwas scheu zwar, mein Geheimnis, und sie hörte mir still zu, während sie den Blick über die weisse, weite Fläche schweifen liess.

«Und ich bin's nicht allein», schloss ich. «Er hat mich zuerst gefunden, dann Philipp und Terrys Mutter, dann Terry selber. Den hat er gleich zu sich nach Hause getragen. Und weisst du, Mutti, manchmal ist's mir, vielleicht habe er auch Tante Margret gefunden. Wenigstens glaube ich, sie hatte ihn ein bisschen vergessen, aber das Bild hat sie wieder an ihn erinnert.»

«Ja, ich glaube, du hast recht», erwiderte Mutter. «Und schau, Ruth, auch ich möchte noch viel mehr vom Hirten wissen. Wird es nicht wunderschön sein, alle miteinander zu lernen, ihm nachzufolgen? Wie manches Mal bin ich doch im fernen Indien niedergekniet und habe gebetet, dass du ihn auf irgendeine Weise kennenlernen möchtest! Aber es schien mir immer, ich wisse zu wenig, um dir selbst von ihm zu sagen.»

Ich hob den Kopf.

«Ist es so?» rief ich aus. «Dann ist wohl deswegen alles so gekommen. Es ist, als ob du den guten Hirten zu uns geschickt hättest. Wie froh bin ich, dass es so ist! Nun kommt mir alles noch viel schöner vor.»

Glücklich lehnte ich meinen Kopf wieder an ihre Schulter, und wir blickten stillschweigend zum Fenster hinaus.



Ich musste wohl ein bisschen eingenickt sein, denn halb im Traum sah ich uns alle, gesucht und gefunden, durch die grünen Felder von Terrys Bild pilgern: Vater und Mutter, Onkel Peter und Tante Margret; Herr und Frau Pfarrer mit den Zwillingen, die mit ihren kurzen Beinchen durch die Gänseblümchen stolperten; den alten Tanner mit seiner Herde; Terrys Mutter; Philipp und mich; Fritz und Liesel und Minchen, denen ich versprochen hatte, am nächsten Morgen mein Bild zu erklären. Und uns allen voran ging der gute Hirte mit seinen durchbohrten Händen, der uns zu dem fernen Land führte, wo Terry war, gesund und stark und vollkommen glücklich.

Von der gleichen Verfasserin sind in unserem Verlag  
ferner erschienen:

**Spuren im Schnee**

212 Seiten

Eine packende Erzählung aus den Schweizerbergen  
mit einer klaren Christusbotschaft.  
Mit 27 Zeichnungen.

**Hamid und Kinza**

204 Seiten

Ein fesselndes Kinderbuch aus Spanisch-Marokko,  
dem Wirkungsfeld der Schriftstellerin.  
Mit 29 Zeichnungen.

**Der verschlossene Garten**

208 Seiten

Ein verwöhntes Stadtkind findet durch einen  
Aufenthalt voller Abenteuer auf dem Land die echte  
Lebensfreude. Mit 19 Zeichnungen.

**Die silberne Strasse**

108 Seiten

Die packende Geschichte von David, dem Sohn eines  
Missionsarztes.

**Die vier Kerzen**

45 Seiten

Eine reizvolle Weihnachtsgeschichte aus Spanisch-  
Marokko. Mit 6 Zeichnungen.

Weitere Kinderbücher aus unserem Verlag:

**Spuk im Turm?**

von André Adoul

61 Seiten

Zwei abenteuerliche Erlebnisse, bei denen Tommy Jesus kennenlernt. Mit 6 Zeichnungen.

**Paulossie, der Eskimojunge**

von Carole Briggs

58 Seiten

Die kleinen und grossen Abenteuer eines 8jährigen Eskimojungen. Mit 25 Zeichnungen.

**Meine ersten Gebete**

von Claire-Lise de Benoit

48 Seiten

Kinder von 4 bis 8 Jahren lernen hier auf anschauliche Weise, wie man mit Gott reden kann. Mit 21 ganzseitigen farbigen Zeichnungen.

Zur Einführung in die Bibel für kleinere Kinder sind zwei farbig illustrierte Broschüren erschienen:

**Meine ersten Schritte mit der Bibel**

von Claire-Lise de Benoit

Heft 1: für 6 Monate

Heft 2: Fortsetzung, für weitere 6 Monate





Der Bibellesebund ist eine internationale und kirchlich neutrale Bewegung. Sein Ziel ist, das tägliche, fortlaufende Lesen der Bibel zu fördern und durch seine Literatur und Veranstaltungen Menschen mit Jesus Christus in Verbindung zu bringen.

Als Hilfe für die tägliche stille Zeit gibt der Bibellesebund drei verschiedene vierteljährlich erscheinende Hefte heraus, in denen für jeden Tag ein Bibelabschnitt angegeben und erklärt ist:

**1. Guter Start**

Bibellesehilfe mit Erklärungen  
für Kinder ab 8/9 Jahren

**2. Geradeaus**

Bibellesehilfe mit Erklärungen  
für junge Leute ab 13 Jahren

**3. Begegnung mit Gott**

(Schweiz/Österreich)

**Orientierung** (Deutschland)

Bibellesehilfe mit Erklärungen  
für Erwachsene

